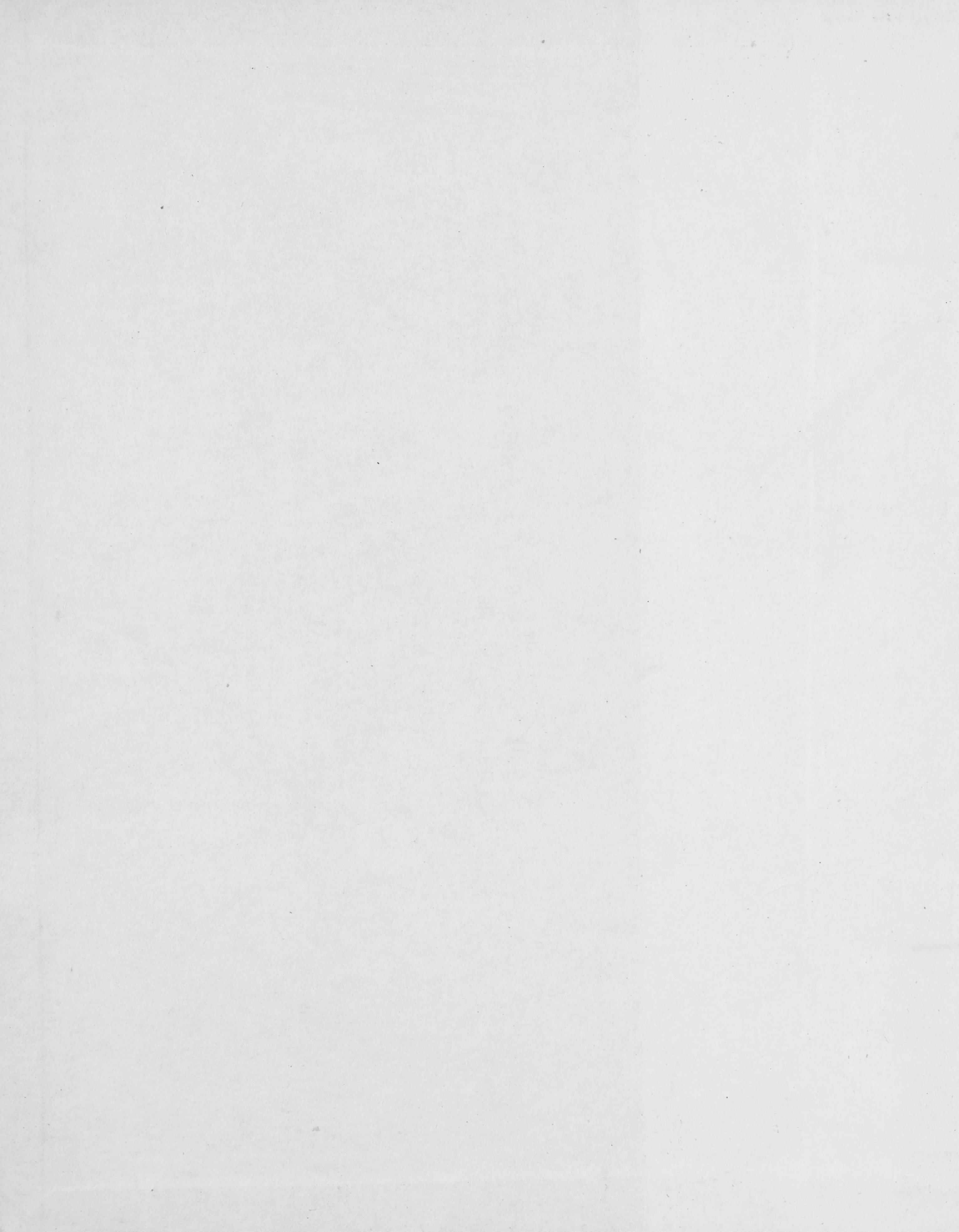
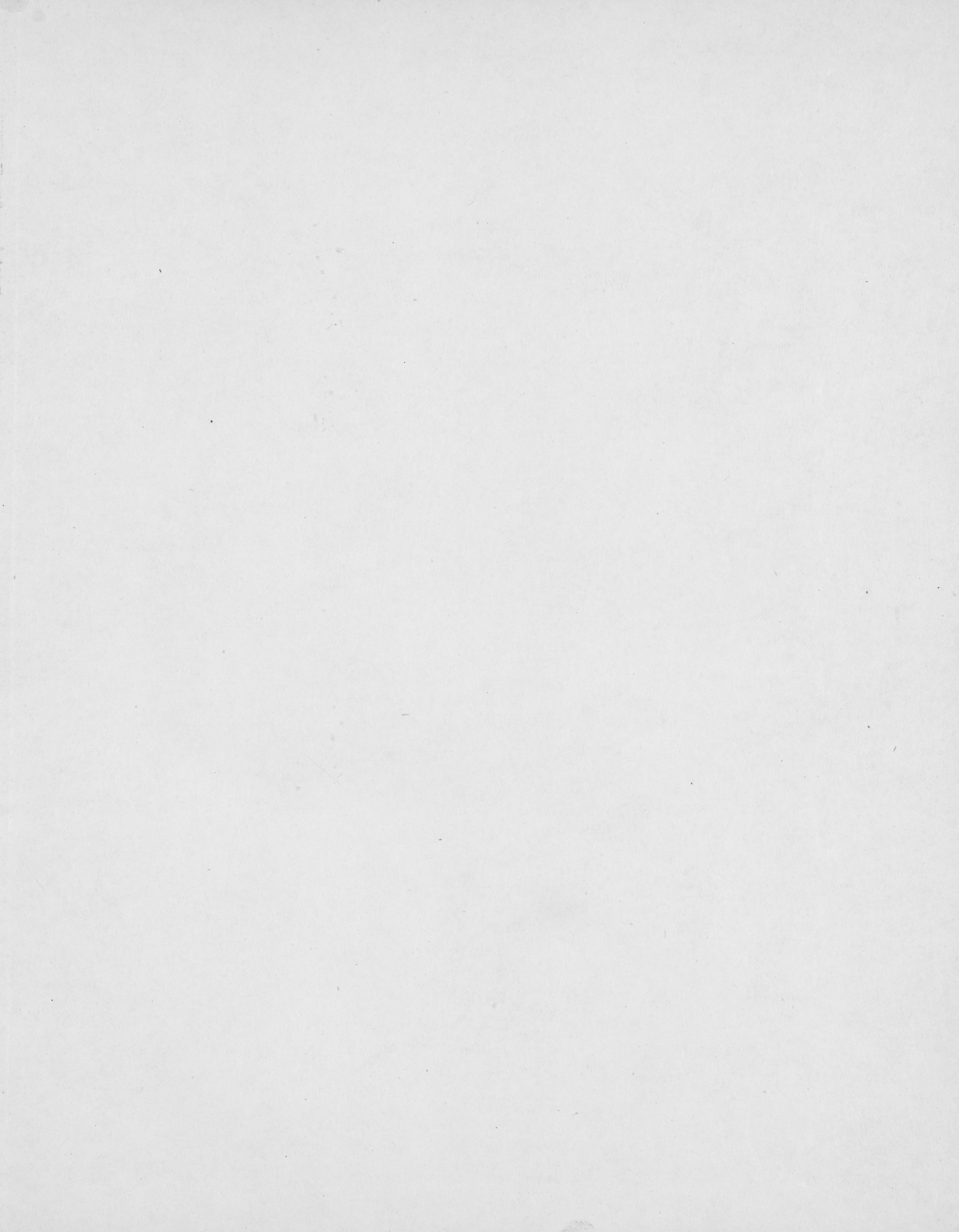
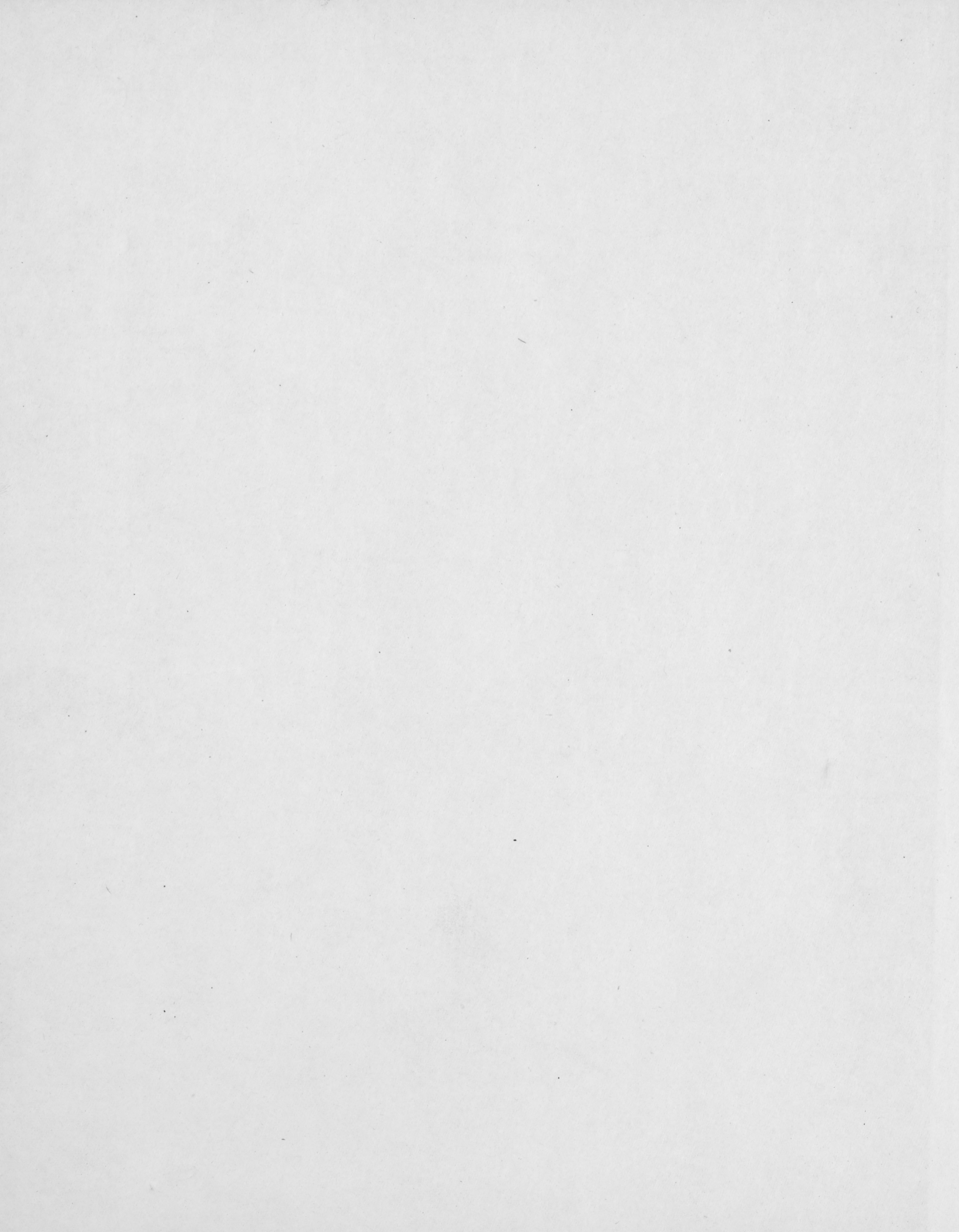


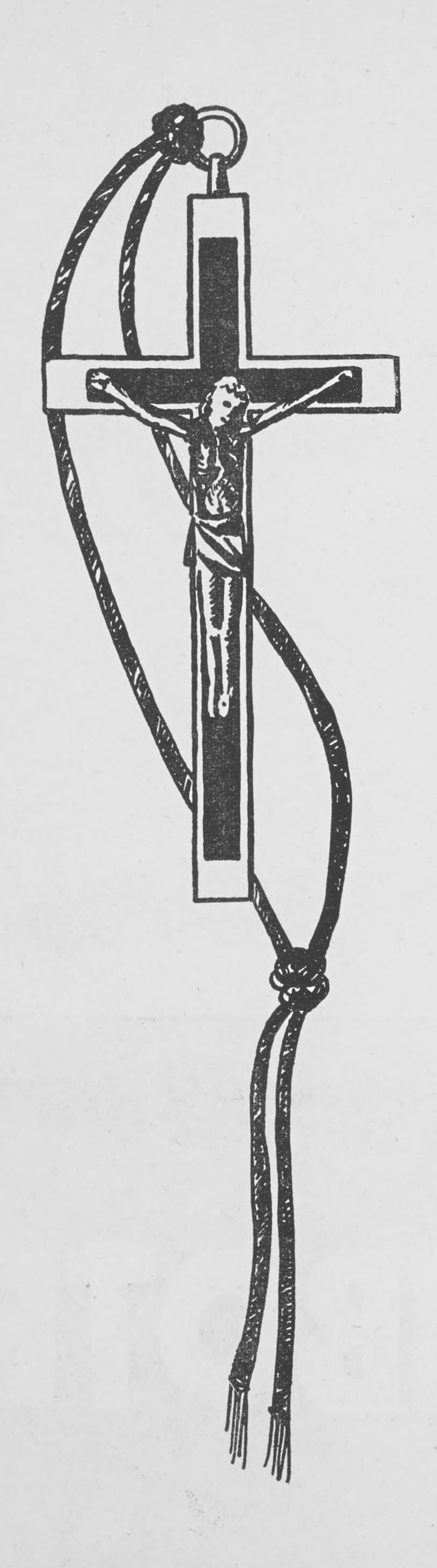




Oktober
1952



DER MARIENBOTE



Aus der Oblatenwelt

P. Valerian Gaudet O.M.J. aus der Provinz Alberta-Saskatchewan (Kanada) und P. Alexandre Gaze O.M.J., bisher Sekretär unseres Generalobern, gebürtig aus Ostkanada, werden die beiden ersten Oblatenmissionare sein, die sich demnächst nach Bolivien begeben werden. – „Die uns übertragene Aufgabe", schrieb P. General am Tage der Annahme des Gebietes, „fällt ganz mit dem Ziele der Genossenschaft zusammen, da es darum geht, uns mit der bolivianschen Arbeitsbevölkerung zu befassen und den wirklich Armen zu Hilfe zu kommen." Der Apostolische Nuntius von Bolivien, Mgr Sergio Pignedoli, entbot in einem Brief vom 11. März Boliviens ersten Willkommgruß an die Oblaten: „Ich bin mit allen Katholiken des Landes über die baldige Ankunft der Oblaten sehr beglückt." – Gebe Gott, daß die Oblaten auf diesem Felde ihres Apostolates recht segensreich wirken können!

Ceylon — Kandy, neuer Karmel – Im Jahre 1934 gründete Erzbischof Marque O.M.J. in Kolombo ein Karmelitinnenkloster. Schwestern aus dem Karmel von Cholet, Frankreich, bildeten den Grundstock. Dieses apostolisch sehr wichtige Werk hat sich gut entwickelt. Ein zweiter Karmel wurde nun in Kandy gegründet, für den bereits auch zahlreiche Anmeldungen vorliegen.

Laos — Zum Apostolischen Vikariat erhoben – Am 25. März 1952 wurde die offizielle Mitteilung der Propagandakongregation bekannt, nach der die Apostolische Präfektur Laos zum Apostolischen Vikariat gleichen Namens erhoben wurde. Zum ersten Apostolischen Vikar wurde P. Stephan Loosdregt O.M.J., bisher eifriger und verdienter Missionar in Xieng-Khouang, Laos, ernannt. – Mgr Stephan Loosdregt wurde geboren am 2. Mai 1908 zu St. Pol-sur-Mer, Diözese Lille. Seinen humanistischen Studien oblag er am Kolleg von Aire-sur-la-Mer. Am 28. September 1926 begann er zu Coigny das Noviziat als Klerikernovize der Oblaten. Am 16. Juli 1933 empfing er in Lüttich die Priesterweihe. Wenig später reiste der junge Oblatenpater Loosdregt in die neugegründete Mission Laos. Er gehört also in Laos zu den Pionieren der ersten Stunde. – Dem neuen Oblatenbischof in Laos wünschen wir Gottes besondere Hilfe und ständigen Beistand; denn diese Mission im Fernen Osten ist durch die politischen Wirren und Unruhen besonders schwierig.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang | 15. Oktober 1952, Battleford, Sask. | No. 1

Dies und Das

Materialismus Papst Pius XII. hat wieder einmal seine Stimme erhoben, die Welt—ganz besonders jedoch die Christenheit—vor dem zerstörenden Geist des Materialismus zu warnen. Wer läßt sich aber heute noch vom Heiligen Vater ermahnen und leiten? Wir haben uns unsere Lebensformen und Lebenssitten gebildet, wir haben uns auch unser „modernes" Christentum geschaffen und leben so überzeugt, daß wir das Rechte tun, daß wir im Falle eines Falles unseren Standpunkt selbst vor Christus zu verteidigen wagen würden.

Und das ist er eben, der Materialismus: Daß wir Gott uns anzupassen suchen und nicht viel davon wissen wollen, uns dem Herrn und Seinem Willen gemäß zu formen.

Eigenartig, wie gering wir die allerwichtigsten Dinge des Lebens schätzen. Verlieren wir fünf Dollar, werden wir unmutig. Beim Verlust von fünfzig Dollar können wir schon sehr böse werden. Der Verlust von fünfhundert Dollar bereitet schlaflose Nächte. Verlorene fünftausend Dollar haben bereits zur Verzweiflung und zum Selbstmord geführt.

Mit der Gnade Gottes im Herzen des Menschen steht die Sache ganz anders. Gnade und Sünde sind heutzutage Dinge, die überhaupt nicht mehr zählen. Was schadet es schon, wenn man durch eine Sünde die Gnade verliert? So etwas bereitet weder Sorge noch schlaflose Nächte. Man macht viele Geldpläne. Man macht nie Gnadenpläne. Man benutzt heute mehr denn irgend ein anderes Jahrhundert den Spiegel, und kommt ganz im Gegensatz zu den Christen vergangener Zeitalter vollständig ohne Beichtspiegel aus.

Ja, man sorgt sich um sein irdisches Ich. Man pflegt und man ziert es und benutzt alles: Geld, Haß, Politik, Ungerechtigkeit, Zorn, Krieg und Zerstörung, um diesem körperlichen Ich eine noch viel bessere Zukunft zu bauen.

Das Höhere im Menschen ist nicht nur vergessen, es wird mit Füßen getreten. Das Feinste, das Edelste, das Heiligste an uns—das Eine, auf das wir wirklich stolz sein können, wird von uns selbst durch allen Schmutz gezerrt.

Wir rühmen uns hoher Kultur; wir rühmen uns, die „Dunkelheiten des Mittelalters" ein für allemal überwunden zu haben, und sehen nicht, wie—unzivilisiert wir mit unserem wirklichen Adel, mit unserer Gottesabstammung umgehen! Wohl ist der göttliche Funke, von dem die Großen der Menschheit sprachen, immer noch in uns. Wir wissen

jedoch nichts mehr von ihm, und wir wollen ihn nicht kennen.

Wir leben in Zeiten des berechnenden Geistes – eines Geistes, der immer das Unglück hat, die allerletzte Rechnung falsch zu machen. Denn so ist es immer, daß trotz aller hohen Mathematik und anderer Wissenschaft, die uns größte Wunder der Technik, der Medizin, der Chemie usw. schenken, etwas einfach nicht stimmen will. Letzten Endes bleiben diese großen Dinge immer auf dem Papier, in Maschinen, in Flaschen stecken, und die Nöte, an denen die Menschen bereits vor Tausenden von Jahren gelitten, bleiben. Es bleibt der „böse" Bruder; es bleiben Mißernten; es bleiben Ungrechtigkeiten, Unsicherheit, Krieg und Jammer.

Man sagt, die Menschheit sei noch nicht reif, wahren Frieden zu begreifen, zu planen, zu bauen, und ihn zu genießen.

Und da haben wir es: Trotz aller hohen Wissenschaft und noch viel höheren politischen Weisheit ist der Mensch immer noch – unreif! Was für Maschinen, Medizinen, Vertäge und Programme wird man wohl noch erfinden müssen, bis diese Reife endlich einmal beginnt? Die Menschheit ist ungeduldig geworden. Wenn die wirklich atemraubenden neuesten Endeckungen der Wissenschaft nicht helfen, dann hilft nur noch eins. Man muß den „bösen Nachbarn" erschlagen. Man muß zurück zu den Lebensgesetzen des „dunklen Mittelalters": Erschlagen, und Kind und Haus und Hof vernichten, so daß wir, die wir eines Sinnes sind, allein übrig bleiben. Sind wir einmal allein, dann muß es Frieden werden.

So denkt unser „moderner", von den mittelalterlichen Finsternissen" befreiter Geist. Und da er praktisch eingestellt ist, packt er auch die Sache gleich mit beiden Händen an. Er benutzt die neusten Erzeugnisse der Wissenschaft nicht im Dienste des Lebens – er baut Waffen. Er schafft sich sein Kriegshandwerk, um, wie er stolz behauptet, „für den Frieden kämpfen zu können."

Geist und Seele Unter Geist versteht man heute Intelligenz. Das Wort „Seele" ist vollständig außer Gebrauch gekommen. Früher lebte die Christenheit mit der Seele. Den Geist benutzte sie im Dienste der Seele. Des Seelenlebens hohen und höchsten Sinn zu erforschen, Ausdruck zu geben und feinfühlig zu leiten, war das Ziel der Allergrößten unter den Christen. Das Ziel der christlichen Denker, Künstler und Heiligen. Eigenartig, daß man heute immer noch die Namen dieser Männer und Frauen kennt und ehrt. Tief im Herzen empfindet eben auch der moderne Mensch die – Unrichtigkeit, die Sinnlosigkeit seines Handelns, und den hohen Adel der Seelen der Großen unter den Christen.

Wir brauchen eigentlich nicht erst von diesen Großen im christlichen Seelenleben zu reden. Viel Seele ist ja auch immer noch unter den Kleinen der Welt zu finden. Unter den Einfachen, die immer noch an Gott glauben und immer noch nach Frömmigkeit suchen. In der Wissenschaft und in der Politik zählt die Meinung dieser Menschen nicht. Dort zählt nur ihr Geld. Man braucht halt ihre Steuern. Sie selbst zählen nicht, und darum wird ihr Seelenleben und Seelenglauben auch gar nicht genannt. Man sagt einfach, das heutige Zeitalter sei ein „Zeitalter der Wissenschaft und der Politik", obwohl es doch nur ein paar Menschen sind, die wirklich Politik machen und der Wissenschaft leben. Alle andern reden nur nach, was ihnen vorgekaut wird; benutzen Dinge, die sie selbst nicht herstellen können; bauen und vernichten, wie andere, wie die paar Einzelnen es ihnen vorschreiben. Unter der großen Masse des einfachen Volkes finden wir immer noch große Gruppen frommgläubiger Menschen. Menschen, die nach der Seele und nach den übernatürlichen Gesetzen des Meisters aller Seelen zu leben suchen. Unser Zeitalter hat noch lange nicht überall den Adel der Seele verloren. Man spricht nur nicht davon, weil eben all die weltlichen Redemittel wie Zeitung, Radio, Film, im Dienste jener stehen, die die Seele nicht wollen. Viel Mühe geben sie sich der Menschheit vorzulügen, das zwanzigste Jahrhundert sei ein Zeitalter der Wissenschaft und der Politik. Wenn auch sehr viele – selbst gläubige Christen – nur noch „nach dem Geiste" leben (d.h. nach dem Geiste der Selbstsucht), andere, und ihre Zahl ist nicht klein, ziehen es immer noch vor, der Seele zu geben was ihr und was dem ewigen Herrn gebührt.

Die Warnung des Heiligen Vaters, nicht im Materialismus zu versinken, ist zu gleicher Zeit ein Mahnen, unsere Seele nicht zu vergessen. Wenn es nun auch schon einmal Mode ist, den Spiegel recht oft zu gebrauchen, vergessen wir den Beichtspiegel nicht. Mit diesem Beichtspiegel meinen wir nichts anderes als das einfache Beobachten unserer Seele. Die Sorge um die Gnade Gottes in der Seele, die Sorge und die Furcht um das Böse, um das Sündhafte und Gottbeleidigende. Der wahre Christ wird immer nachrechnen, was da vorherrscht

in seinem Herzen, in seiner Familie und in seinem Hause. Die Gnade oder die Sünde. Er wird sich darum mühen, seinen ganzen Haushalt, sein Herz und die Seelen seiner Familienangehörigen, besonders seiner Kinder, reich in der Gnade zu halten und fern aller Sünde. Darum gehört ihm das Beten, der sonntägliche Kirchgang und der regelmäßige Sakramentenempfang zur Hausordnung. Böse Worte, böse Wünsche und böse Taten sind ihm gegen das Hausgesetz. Das Familiengebot schreibt vor, nicht nur anständig und gehorsam, sondern auch tugendhaft zu sein. Tugendsam des göttlichen Lebens wegen, das in jedem anständigen Menschen entwickelt werden muß. Gott gehört hinein ins Leben. Gott ist der Mittelpunkt des Lebens. Seinetwegen muß alles getan sein und vieles gemieden werden.

Nach dieser Familienordnung leben immer noch viele fromme Menschen. Es sind das gewöhnlich immer wahre Charaktermenschen. Leute, auf die man bauen kann.

Zu diesem Geist müssen wir zurückfinden. Es ist zwecklos, vom Kampf gegen den Materialismus zu reden – wenn man damit immer nur die „Bolschewiken", die „Kapitalisten", den „schuftigen Nachbarn" und viele, viele andere – nur nicht sich selbst meint. Sich gegen den in der Welt immer mehr verbreitenden Materialismus zu wehren heißt ganz einfach: Werde wieder fromm und gottestreu! Mache das Gebet zum wichtigsten Teil deiner Lebens- und deiner Familienordnung. Lebe mit deiner ganzen Seele. Mit einer Seele, die mit allen ihren Kräften ihrem Gotte anhängt. Hast du Seele, dann hast du auch Geist. Nicht jeder ist Wissenschaftler. Nicht jeder braucht tief wissenschaftliche Kenntnisse. Was aber jeder haben muß ist Lebensweisheit. Eine vom Glauben, vom übernatürlichen Hoffen und von einer wirklichen Liebe Gottes durchleuchtete Weisheit. Hast du die, dann bist du wirklich „moderner Mensch". Ein Mensch, dessen hohen Wert selbst Gott anerkennt. –

– Der Schriftleiter

Pflicht und Ideal

Es gibe keine Stellung für uns Menschen, die nicht ihre Pflicht und ihr Ideal hätte. Ja, hier in diesem armen, elenden beschränkten und verächtlichen Wirklichen, in dem du dich jetzt gerade befindest: hier oder nirgens ist dein Ideal. Von hier aus setze es ins Werk, und indem du es tust, glaube, lebe und sei frei! Das Ideal liegt in dir selbst. Das Hindernis liegt ebenfalls in dir selbst: deine Lage sei nur das Material, aus dem du dieses dein Ideal formen sollst. O du, der du dich in der Gefangenschaft des Alltäglichen abgrämst und bitterlich zu Gott schreist und ihn bittest, dir ein Königreich zu geben, um darin zu herrschen und zu schaffen – erkenne die Wahrheit des Satzes: was du suchest, ist bereits in dir, da oder nirgends. Könntest du nur sehen!

* * *

Liebe nicht dein Vergnügen, sondern liebe Gott! Dies ist das Ewige, worin aller Widerspruch gelegt wird. Es gibt im Menschen etwas Höheres als die Liebe zum Glück. Er kann das Glück entbehren und statt dessen Seligkeit finden.

Carlyle

„Wen deine Klugheit nicht versteht, immer wird er irre reden deinen Ohren."

Schmach und Entehrung sind Früchte, die Falschheit stets trägt.

Das „Vergelts Gott!"

Osttiroler Geschichte

Von Fanni Wibmer-Pedit

Drei Weiber stehen unter dem großen Nußbaum beim Grubingerhof, drei brave Bäuerinnen, die sich für ihr Leben nichts anderes wünschen, als mit der Arbeit ein bißl nachkommen, nit gar so „würgen und neaten" müssen, daß die Kinder groß und stark brav werden, daß man so halbwegs guet hauset, „an etlich Hennenkreuzer, wenn einem noch bleibten für a Schalerl extra gueten Kaffee, die schönsten Büschl auf dem Solder, den ersten Salat im Kreutlachgartl," na ja und so weiter, sie haben freilich auch allerhand Wünsche, wee's zum Aufzählen koommt. Und ist nit alles; wär' überdies schön, so ein kleines Stündl im Tag zu einem Hoangert, daß man nit ganz einschichtig werd, wie die alte Gruebigerin, die tagweis' niemand anredt und nur alleweil fort an der Arbeit reißt, als ob s für zwei Dutzend Kinder sorgen müßt.

„Jö, nö! Heut ist's wieder amal gar aus!" meint eine von den dreien. Die andern zwei aber spitzen die Ohren. Wär nit notwendig, denn dies schußähnlicht Getös', das immer wieder vom Stubenhaus herauskommt, könnt, schon ein Tauber hören. Das sind die Türen, die mit aller Gewalt zugeschlagen werden, krachen tut's als ob Kranzltag wär. „Ja," sagt die lange Nann, „Ehre nimmt man der alten Gruebigerin wohl g'wiß nit a bißl, wenn man ihr nachsagt, sie sei a bös' Weib!" — „Guet," meint die andere, „daß ihre Kinder verstorben sein, das Haus rod'lt eh noch a mal zam, wenn sie a Weil lebt, dann hätt'n die Hascherlen nit a mal mehr a Dach überm Kapf."

Die Kloanmoarin aber, in deren Herz die Sorgen für zehn Kinder und manch unerfüllter Bäuerinnenwunsch immer wieder Versöhnung feierten, meint besinnlich: „Ja wenn sie Kinder um sich hätt, wär wohl überhaupt alles anders!"

Da kommt der alte Veidlschuester aus dem Haus. Er ist Einleger im Dorf, aber die Gruebigerin hat ihn ins Quartier genommmen, daß jemand im Haus ist, wenn sie oft im Feld draußen mittut oder stundenlang im Stall und Stadl herumrumort. Eine Wittib muß überall selber zum Rechten schauen, das denken die Leut nit, wenn sie sagen, die hat's gut. Allerweg allein und ohne Freud von früh bis abends voll Plag und alleweil wieder die armselige Frag: „Für wen und für was?" Aber soll ihr niemand nachsagen können, sie hätte das schönste Gut im Ort verschlampen lassen!

Den Veidlschuster, sagen die Leut, hat sie nur ins Haus genommen, daß sie jemand hat, der ihr'n „Grand" auffressen muß!

Ihm ist aber merkwürdigerweise ganz wohl bei der Kost; ja die Kost hat er auch ganz von seiner Hausfrau; als er das erstemal bei ihr aß, wollte er, wie es sein Brauch ist, eine kleine Ewigkeit lang „Vergelt's Gott! Vergelt's Got tausendmal!" sagen. Da schreit ihm aber seine spassige Wohltäterin mit pfauchendem Zorn an: „Halt s Maul, alter Lapp, i breuch koa „Vergelt's



Gott!"; die „Vergelt's Gott schmeiß i alle auf die Schüßelstell aufi!" — Damalen ist's ihm eiskalt durch den Leib gefahren, er hat's allemal nit glaubt, wenn die Leut geredet haben davon. „So ein armes, unchristliches Leut, andre können nit gnueg „Vergelt's Gott!" zambringen. „Ja wenn sie halt auf der Schüßlstell a nit verloren gangen?" . . . Und so sagt er halt im stillen etlichemal seinen christlichen Dankspruch, wie er sonst laut tat.

So haust er nun schon etliche Jahre mit seiner Bäurin. Gelegentlich einmal schreit sie ihn an: „Veidlschuster, heut geahst amal auswärts essen! Sunst moanen die Leut, i hab's gar a so dick!" Dann geht er und brummt zum Schein was daher, denn das hat er gleich herausgekriegt: „Nix sag"n und nuur still sein, zu ihrem Schimpfen," sonst fährt sie noch mehr auf. Am nächsten Tag aber hat sie ihn noch allemal holen lassen, mit einem Donnerwetter empfangen — — und alles ist wieder im alten.

Er kennt die Gruebigerin besser als die Leut, er hat ihr noch die Brautschuhe gemacht, weiß abgesteppt, mit allerhand Zierat versehen. Damals hat er sie gehänselt, „ob sie ihm bei den Kinderschüchlein wohl a no Kundschaft bleibt." Da ist's in ihrem G'sicht aufgestieg'n wie lauter Pfingstrosenblüh — — und sie hat gemeint: „Veidlschuster, grad so viele mecht i, daß du mir hart folgest!" — „Ja," seufzt er im Dahingehen, „es ist nie zu an Paarl kommen, alle drei hat sie früher eingrab'n müssen. Drum ist halt so viel Bitternis, warmes Herz schwart sie frei ein mit viel unguete Red'n; unter so große Stoan, moant sie, kimmt s nimmer aus."

Jetzt schielt der Veidlschuster mit seinen schwachen Augen noch einmal zurück zu den Weibern und ist froh, daß sie auseinander gehen.

„Die werden's heut nit schlecht derhachelt haben, heut hat sie schon extra bös herumg'sturmt." Und jetzt soll er in die Stadt, einen Pater holen. Zu was etwan? Sie ist do nit krank. Freilich krank kimmt sie ihm schon länger vor, sie verbeißt ja alles, die guten Worte und das Kranksein gewiß auch. Zum Herd hat sie sich heut gar ein Bankl gerückt, das fällt ihm grad noch ein, aber dann wieder mit solcher Gewalt die Türen zugeschlagen, „na, na, der schreckliche Grant, ist nix G'sundes mehr." Jetzt tut er, was ihm angeschafft ist, es geht sowieso langsam genug mit den zitterigen Knien. So zötscht der Veidlschuster wegaus, zündet alle Minuten sein Pfeifel an und schaut dann wieder seine zwei Zehrsechser an, die ihm die Bäurin mitgab.

* * *

Wo die Herrschsucht ist zu Haus,
Flieht das Glück zum Tor hinaus.

* * *

„Jetzt wird sich der Sturm wohl wieder g'legt hab'n, jetzt wird's wohl wieder stad sein."

Die Gruebiger Vev tut wirklich recht stad in ihrem Haus herum.

Mit schmerzverbissenem Gesicht und trüben Augen deckt sie noch den Tisch, stellt eine große Schüssel voll flochsgelben Salats auf das weiße, grobe Linnen, schleppt sich wieder in die Küchen, rückt auf dem Herd den mächtigen Knödlhafen mühsam etwas aus dem Feuer, daß er nur mehr kaum weiterbrodelt, dann schlürft sie noch müde zur Essenglocke, zerrt ungleichmäßig am Strang, daß die Glocke bald schrillt, bald wimmert und die Ehhalten draußen im Heumad erschrocken aufzucken: „Was hat denn heut die Bäurin?" Sie gehn noch ein wenig schneller wie sonst dem Haus zu.

Sie aber, die nun schon bald vierzig Jahre lang so viele zur Rast und Stärkung heimgerufen hat, verläßt ihren Posten. Mit beiden Händen quält sie sich am Stiegengeländer hinauf, daß das alte Holz zu knarren und ächzen beginnt. Jeder Kreuzgang hat ein End.

Wie sie in den rosenroten Polstern drinliegt, verlassen sie die Sinne.

Niemand ist da, der ihr den kalten Schweiß von der Stirne wischt.

War ein hartes Leben, so allein sein, ist ein noch härteres Sterben.

Weil so drunten auf dem Stubentisch die Löffel flink nacheinander hinklirren, wacht sie auf. Hört eine Weile das dumpfe Gemurmel des Tischgebetes, endlich kommt ein lüftiger Schritt die Stiegen herauf. Die Jungdirn steht voll Wundern in der Kammer. Dabei denkt sich die Schwerkranke: „Das Essen war das erste, dann kommt die Nachfrag nach mir." Und mit schwacher Stimme murrt sie: „Geht's nur, geht's nur, i steh au d' Nacht wohl wieder auf; geht's nur, i brauch nix!"

„Bäurin, a Schalele Milch bring i, wenn enk leicht dursten tat!"

Dann ist die frische Dirn wieder türaus. Sie glaubt der Bäurin aufs Wort; was weiß so ein junges Ding, auf d' Nacht ist sie eh wieder auf.

Sie, die Kranke, hungert und dürstet nach keinem leiblichen Labsal mehr.

„Tausend, es geht aber schnell

mit mir," kommt ihr vor im halbohnmächtigen Eindämmern. Am späten Nachmittag kommt der Pater. Er ist dem Veidlschuster vorausgeeilt, denn so viel hat ihm der schon Ungereimtes zusammengeredet, daß er sich seine Gedanken gemacht. Er trifft die Bäurin aufrecht im Bett, mit angstvollen Augen starrt sie zur, Tür, ihm entgegen: „Hochwürdiger, schnell! ... Es dauert nimmer!"

Und keuchend vor Atemnot schüttet sie ihr Herz aus von all dem Bösen, der Bitterkeit ihres Lebens, dem harten Trotz, von all dem jähzornigen Übelmeinen. So schlimm kann völlig ein Mensch nit sein, wie sie sich macht.

Der Pater muß ein End machen, so eine Quälerei kann er nimmer anhören: „Bäurin! Jetzt red'n wir anders, von deinen guten Werken!"

„Ich hab ja koa guetes Werk," grollt sie.

„Du hast aber gewiß manches „Vergelt's Gott!" bekommen."

„Ja hab ja koan „Vergelt's Gott" mögen!" fällt sie ihm wimmernd in die Rede.

Hat dir denn gar nie ein Mensch für was danken können?"

„Das wohl, das wohl," keucht sie, „aber i hab die „Vergelt's Gott!" af die Schüßlstell aufigworfen, unser Herr hat mir eh nix vergunnt, nit oans von meine drei Kinderlen hat er mir lassen!" Irr flackerts in ihren langsam brechenden Augen.

Der Pater schaut sie an voll verstehenden Erbarmens, und wie lindes Öl rinnt sein Wort in ihr brennend Herz: „Freust dich wohl, arme Mutter, auf deine Kinderlein, auf deinen Mann?" Nun liegt sie da, die böse Gruebigerin, alle leidvolle, ungestillte Sehnsucht im zermürbten Gesicht, klagt mit weher, versagender Stimme: „Die wer i wohl nimmer sechn, ohne guten Werk, ohne „Vergelt's Gott!" —

Steht der Pater auf und sagt: „Auf der Schüßlstell, hast g'sagt, Bäurin, gelt? Schaun wir halt einmal nach, und ergib dich derweil recht von ganzem Herzen in Gottes Willen." Während der Pater in der Küche ist, kommt über eine Weile der Veidlschuster herein, voll Schrecken.

„Ja Bäurin! Ja Bäurin!" Nichts bringt er sonst heraus.

Nun kommt neue Sorg über sie.

„Veidler, meiner Schwester Kind übernimmt den Hof, dich aber mueß er ins Ausgeding nehmen, daß d' nit wieder von Haus zu Haus mueßt.""

„Vergelt's Gott!" „Vergelt's Gott zu tausendmalen!" jubelt der alte Schuster mit seiner hohen, heiseren Greisenstimme, leicht zwanzig mal nacheinander.

Da lächelt die Gruebiger Vev, rechtes Kinderlächeln ist's, und ihr herber, trutziger Mund formt sich wunderbar weich zu den Wörtlein: „Gott g'segn dir s!"

Da will der Vedlschuster noch einmal anfangen. Heißt ihn aber der Pater still sein, der steht ja schon eine Weile unter der Tür. „Es ist schon guet jetzt."

„Bäurin, die Schüßlstell — sie sein alle da, die vielen „Vergelt's Gott!" — ist a ordentlicher Pack beisammen, wird schon recht werden deine Reis', der Pfarrer wird glei da sein und bringt dir die heilige Wegzehrung."

Milde Priesterhände streichen der Sterbenden die grauen Haarsträhne aus der fahlen Stirn.

Alles ist Ruh' in der Kammer, alles ist Frieden! Es dröhnen keine Türen, es beben keine Dielen mehr, nur die „brennende Lieb" zittert auf den Fensterbreern leise im Abendwind.

Starker, würziger Heuduft strömt zur Sterbenden herein, es ist der Weihrauch am Opferaltar eines arbeitsreichen Lebens.

Verborgenes Leid.

Die Wunden, die aufgedeckt werden können, sind nicht tief; der Schmerz, den ein menschenfreundliches Auge finden, eine weiche Hand lindern kann, ist nur klein. Aber der Gram, den der Freund nicht sehen darf, weil er ihn nicht nehmen kann, dieser Gram, der zuweilen ins beglückte Auge in Gestalt eines plötzlichen Tropfens aufsteigt, den das weggewandte Angesicht verbirgt, hängt überdeckt schwerer und schwerer am Herzen und zieht es endlich los und fällt mit ihm unter die heilende Erde hinab; so werden die Eisenkugeln an den über dem Meer Gestorbenen angeknüft, und sie sinken mit ihm schneller in ein großes Grab.

Jean Paul

Geduld

Angler: „Drei Stunden stehen Sie schon hier und schauen mir zu! Warum kaufen Sie nicht auch 'ne Angelrute und angeln selbst?"

„Ich glaube, dazu hätte ich nicht die Geduld!"

* * *

Ein unnütz Leben
ist ein früher Tod.

Goethe

Die Oblaten im Yukon Gebiet

vom Schriftleiter

Der Schriftleiter des Marienboten war eingeladen, im Juli hinauf in den hohen Nordwesten Canadas zu fahren, um den dortigen Oblatenmissionaren und Missionsschwestern die Jahresexerzitien zu predigen. Das Arbeitsfeld dieser Patres und Schwestern liegt im nördlichen Teil Britisch Columbiens und im Yukongebiet, das sich von der Nordgrenze Britisch Columbiens bis über den arktischen Kreis hinaus an die Gestade der Beaufort See und des Eismeeres zieht. Kirlich ist dieses Stück Missionsland zwischen Alaska im Westen und den öden North-West-Territories im Osten als „Apostolisches Vikariat Whitehorse" bezeichnet.

Whitehorse, die neue Hauptstadt des Yukongebiets (früher war Dawson City Hauptstadt Yukons) ist heute sehr leicht zu erreichen. Man kann die 1373 Meilen weite Strecke zwischen Edmonton und Whitehorse per Flugzeug in ungefähr sieben Stunden zurücklegen. Oder man kann von Edmonton per Eisenbahn bis nach Dawson Creek (454 Meilen), und von Dawson Creek, B.C. bis nach Whitehorse die neue Alaska Autobahn entlang bis nach Whitehorse reisen (919 Meilen). Die Flugzeugreise kostet $79.00; die Fahrt per Eisenbahn und Autobus rund $66.00 Rechnet man das Essen und das übernachten während der drei Tage und drei Nächte langen Reise dazu, so kommt man auch auf seine $79.00. Das Essen in den kleinen, höchst modern eingerichteten Gasthäusern an der Alaskastraße ist weit teurer als im Lande. Da der Autobus nur des Tages fährt, muß der Reisende in den Gasthäusern und kleinen Hotels der Alaskastraße übernachten. Die zwei Nächte zwischen Dawson Creek und Whitehorse kosten sechs bis sieben Dollar.

Am 8. August versammelten sich die Oblatenmissionare des Apostolischen Vikariates Yukon in Lowerpost, an der Grenze von Britisch Columbien und dem Yukongebiet. Mit ihnen war ihr Oberhirte, der Oblatenbischof J.L. Coudert von Whitehorse. Der erste Eindruck, den diese Gruppe abgehärteter Missionare mit dem Oblatenkreuz auf der Brust machte, war höchst interessant. Man sah sofort, daß man hier ein ganz junges Missionsfeld vor sich habe. Der älteste Pater, Phileas Gagne O.M.J. ist 81 Jahre alt. Vor Jahrzehnten hatte er geholfen, das Oblatenhaus beim Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Cap im fernen Osten Canadas zu bauen. Den größten Teil seiner 56 Priesterjahre verbachte er in Dawson City, südlich vom Arktischen Zirkel.

Zweitältester der Yukonmissionare ist Bischof Coudert selbst, der diesen August 57 Jahre alt wurde. Die übrigen Missionare sind alle zwischen 1933 und 1951 zum Priester geweiht worden. Keiner von ihnen hat also noch sein silbernes Priesterjubiläum feiern können.

Viele bekannte Gesichter sah man unter den Indianermissionaren des weiten Yukons. Pater Studer O.M.J. ist aus Saskatchewan, studierte in Battleford, und wurde von dort ins Vikariat Yukon gesandt. Dieses Jahr kam der im Juni 1951 in Battleford geweihte Pater G. Cannon O.M.J. nach dem Yukon, um dort zu arbeiten. Neben den Patres Studer und Cannon saß eine ganze Reihe junger Oblatenmissionare, die aus Frankreich, Holland, Belgien und dem Osten Canadas erst nach Battleford kamen, dort das Englische erlernten, um nachher im Vikariat Yukon Christi Botschaft zu predigen.

Heute ist es sehr leicht, nach dem Yukon zu gelangen. Kurz vor dem Weltkriege, als man noch keine Alaskastraße hatte, war die Sache nicht so einfach. Man staunt einfach, wenn man kaum vierzigjährige Oblaten erzählen hört, wie sie in den Jahren 1938 und 1939 hier herauf kamen. Da es hier vor dem Kriege kaum Flugplätze gab, konnte man nicht so leicht von Edmonton per Flugzeug zum Yukon hinauffahren. Die Alaskastraße war noch nicht da, also ging es auch nicht im Auto. Es blieb nur der Fuß- oder Wasserweg.

Interessant, was diese Oblatenmissionare des Yukons über ihre Reise zu erzählen haben. Sie kamen in nicht ungefährlicher und sehr beschwerlicher Kahnfahrt entweder den Liard River herauf, oder

von Britisch Columbien den Stikine River entlang nach Telegaph Creek, und von dort auf dem Dease River bis nach Lower Post. Sie landeten in wilden Gegenden und gewöhnlich immer dort, wo eine der großen Handelsgesellschaften ihre Posten hatten. Dort herum sind immer Indianer zu treffen.

Post gab es damals nur ein paar Mal im Jahre. Hatte einer der Missionare Zahnweh, dann mußte er sich entweder selbst den Zahn zu ziehen suchen, oder er mußte seine Schmerzen erdulden, bis die Flüsse eisfrei wurden oder irgendein Flugzeug in der wilden Nachbarschaft landete.

Gründer des heutigen Yukon Vikariates ist der gegenwärtige Bischof J.L. Coudert O.M.J. von Whitehorse. Die Missionierung der Indianer Alaskas und später auch des Yukongebietes begann bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Russische Handelsvertreter brachten um 1790 russisch-orthodoxe Mönche nach Alaska. Heute sieht man noch im westlich vom Yukongebiet gelegenen Alaska russische Kirchen und mit dem orthodoxen Kreuz geschmückte alte Indianergräber. Halbblutindianer tragen immer noch russische Namen.

Als die Vereinigten Staaten Amerikas Alaska übernahmen, fand auch die Missionsarbeit russischer Mönche in Alaska ihr Ende. Erst während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stießen Oblatenmissionare von Britisch Columbien und aus dem Makenziegebiet durch die unendlichen Weiten Alaskas und des Yukongebietes bis zum Eismeer hinauf. Die ungeheure Missionsarbeit unter den Indianern Britisch Columbiens und des Mackenziegebietes sowie auch unter den heidnischen Eskimos nördlich des Polarkreises machte es den Oblatenmissionaren unmöglich, Männer für Alaska und für das Yukongebiet freizustellen. Es waren kaum genügend Patres da, die alten Missionsgebiete seelsorglich zu versorgen. Das Alaskagebiet wurde deshalb den Jesuiten angeboten, während das Yukongebiet mehr oder weniger von unseren Missionaren unberührt blieb. Als die Jesuitenmissionare nach Alaska kamen, wußte man noch gar nicht einmal wie weit die östliche Grenze Alaskas gelegen sei. Die bisherige Hauptstadt des Yukons, Dawson City, war jahrzehntelang als amerikanisches Gebiet, und somit auch als Missionsland der Jesuiten betrachtet.

Im Jahre 1908 wurde des Yukongebiet zur Apostolischen Präfektur erhoben, und acht Jahre später an Prince-Rupert angeschlossen. Man hatte



jedoch immer noch fast keine Missionare für die im Yukon lebenden Indianer und Weiße.

Im Jahre 1936 wurde der Makenzie-Missionar Pater J.L. Coudert O.M.J. zum Hilfsbischof von Prince-Rupert ernannt. Bischof Coudert O.M.J. richtete sein Augenmerk sofort auf das Yukongebiet. Er weilte nicht lange in Prince-Rupert. Eine seiner ersten weiteren Missionsreisen brachte ihn auf schwierigsten Wegen nach Whitehorse. Von dort aus unternahm er weite Fahrten ins Innere des Landes, um Land und Leute so wie auch die religiösen Verhältnisse näher kennen zu lernen. Damals gab es im ganzen Yukongebiet nur vier Oblatenpriester.

Unter anderem bemerkte Bischof Coudert auch, daß die Anglikanische Kirche das Yukongebiet als ihr eigenes Missionsgebiet betrachtete, obwohl kaum anglikanische Missionare da waren.

Indianer und Weiße lebten vollständig ohne Priester und Religion. Uraltes und ganz neues Heidentum blühten im Yukongebiet vom Süden bis zum hohen Norden hinauf. Bischof Coudert O.M.J., der alte, erfahrene Missionar des Nordens Canadas, fand keine Ruhe mehr. Es mußte den Einwohnern des Yukons sofort geholfen wer-

den. Im westlichen Alaska und in den östlichen North-West-Territories war die katholische Mission in vollster Entwicklung, während das bergige Yukongebiet ohne Gott und Religion dahinlebte. Bischof Coudert O.M.J. erhielt bald Erlaubnis, in Whitehorse bleiben zu dürfen, um von dort aus die katholische Yukon-Mission zu organisieren. Im Jahre 1939 ließ er die ersten Missionare von Europa kommen. Bald kamen weitere Oblatenpatres aus dem Osten Canadas und aus unseren Oblatenseminarien Europas. 1944 wurde das Apostolische Vikariat Whitehorse gegründet und Bischof Coudert O.M.J. zum ersten Apostolischen Vikar ernannt. Heute hat das Vikariat weit über zwanzig Missionen. Die letzte Missionsstation wurde voriges Jahr in Old Crow, ungefähr in der Mitte zwischen dem Arktischen Zirkel und dem Eismeer, gegründet.

Einer der größten Wünsche Bischof Coudert's war, dem Yukonvikariat eine Indianerschule zu geben. Die Anglikanische Kirche hatte bereits so eine Schule, in der sie Indianerkinder von September bis Juni bei sich hielt und unterrichtete. Diese Schulen – wirkliche Missionsschulen – bilden den Grundstock des Christentums unter den gewöhnlich frei durch Wald und Täler ziehenden Ureinwohnern des Landes. Der Indianer lebt fast nie in festen Ansiedlungen. Die Jagd ist sein Brot, das Ungebundensein seine Leidenschaft. In kleinen Gruppen, eine, zwei oder drei Familien, kampieren sie heute hier, und morgen dort. Der Missionar zieht ihnen zu Fuß oder im Hundeschlitten nach, um sie zu belehren und fürs Christentum zu gewinnen. Da so mancher Missionar eine vier bis fünf Wochen lange Reise machen muß, um zehn oder zwölf Leute zu finden, mit denen er dann kaum eine Woche lang bleiben kann, ginge das Missionswerk kaum voran – wenn man keine Indianerschulen hätte, in denen man 100 bis 150 Kinder zehn Monate beisammenn hat, um ihnen regelrechte Schule und Religionsunterricht zu geben.

Bischof Coudert O.M.J. begann im Jahre 1944 mit seinen Plänen für den Bau einer katholischen Indianerschule. Ungeheure Schwierigkeiten stellten sich ihm in den Weg. Er reiste mehr als einmal nach Ottawa, schrieb unzählige Briefe an die Regierung und Regierungsbeamte, und die Aussicht, endlich eine katholische Indianerschule für die Yukonindianer zu haben, wurde immer aussichtsloser. Bischof Coudert O.M.J. gab jedoch nicht nach. Mit aller Zähigkeit hielt er an seiner Idee fest. Er war im Yukon, um als Oberhirte des Vikariats seine Indianer seelsorglich zu betreuen. Und dieser Pflicht wollte er bis zum letzten Atemzug nachkommen. Bischof Coudert O.M.J. ist ein stiller Beter. Ein Mann bedächtigen, doch festen Schrittes. Man kann sich ihn nicht als erregten Redner vorstellen. Seine Missionare beschreiben ihn als „Vatertypus", der seine Familie immer in Ruhe, doch stets sehr zielbewußt regiere. Er habe Ordnung im Hause, sagen seine Oblaten, und sein Haus sei beständig in der Entwicklung.

Bischof Coudert O.M.J. mußte seine Indianerschule haben, und er bekam sie auch. Zwar erlaubte man ihm nicht, diese Schule im Yukongebit selbst zu bauen, doch er bekam sie. Die Schule steht heute an der Nordgrenze Britisch Columbiens, in Lower Post, ungefähr sechs Meilen von der Yukongrenze. Die von Bischof Coudert O.M.J. herbeigeholten Schwestern der hl. Anna und zwei Oblatenpatres versorgen dort gegenwärtig 100 Indianerkinder. Bischof Coudert O.M.J. sucht die Schule zu vergrößern, um Platz für noch weitere 50 Indianerkinder zu finden. Und wenn Gott hilft, wird Bischof Coudert O.M.J. auch noch eine zweite Schule im Yukongebiet selbst haben können.

Fortsetzung folgt

Zuflucht

Helferin aller Christenheit,
Mutter mit dem milden Herzen,
Muß dir klagen meine Schmerzen
Und dir klagen all mein Leid.
Keinem, keinem kann ich sagen,
Was ich dir allein vertrau;
Will mein Leid zu dir nur tragen,
Hohe, milde Himmelsfrau.
Laß an deine Brust mich lehnen
Heut' mein sorgenschweres Haupt.
Hilf' daß ich vergebe denen,
Die den Frieden mir geraubt.
Wieg in deinen Mutterarmen
Mich in Trost und Liebe ein
Und laß heute in Erbarmen
Das Vergessen bei mir sein.
Hilf mir schweigend weitertragen
All des Herzens wilde Qual,
Lehr' mich wied'rum das Entsagen,
Mutter, hier im Tränental.

Th. Hollitzer

Die Probe

Erzählung von Hermann Weber

Seit drei Tagen ruhten die Hände auf dem Tannenhofe.

Der Bauer war zur ewigen Ruhe eingegangen: der Mann, der hartnäckig Sturm und Wetter getrotzt hatte, dessen Eichengestalt schier unvergänglich erschien – er hatte einem Stärkeren sich beugen müssen.

Der Lärm der Arbeit war verstummt; die Knechte saßen auf den Bänken umher, die Mägde plauderten in der Küche, und der erste Knecht, der Baumeister, schritt gelangweilt von dem einen Raum in den andern.

Nirgends aber zeigten sich trübeblickende Augen oder leidvolle Züge; Klaus Dirksen, der Tannhofbauer, war ein schweigsamer, harter Mann gewesen, der wohl jedem das Seine gab, dafür aber die Kräfte und Fähigkeiten jedes Untergebenen voll für sich beanspruchte. Jetzt, wo der alte Mann tot war, ging es wie ein befreiendes Aufatmen über den Hof.

Am Vormittage war der Neffe des Verstorbenen mit seiner geputzten Frau aus der nahen Großstadt eingetroffen, und kurz nach ihnen hatten sich noch zwei entfernte Verwandte des Bauern eingefunden; sie alle trugen den fröhlichen Ausdruck lachender Erben auf den Gesichtszügen und hatten sich belustigt angestoßen, als man ihnen ein Schreiben des Verstorbenen zeigte, das er noch einige Tage vor seinem Tode angefertigt und eine Ergänzung zu seinem Testamente genannt hatte.

Der sonderbare, alte Mann hatte in diesem Schreiben kurz und klar verordnet, daß niemand, außer dem Seelsorger, ihm das letzte Geleit geben solle; er sei so viele Jahre seines Lebens ein Einsamer gewesen und wolle darum ohne großes Prunkgefolge zur letzten Ruhestätte geführt werden. In seinem Testament habe er die Verwandten und Hausangehörigen reichlich bedacht – ein jeder würde bekommen, was er verdiene! – Derjenige aber, der trotz des Verbotes dem Sarge folge, solle enterbt werden: er wolle kein Mitleid, keine erheuchelte Trauer

Kopfschüttelnd hatten die Verwandten das Schreiben gelesen und gemurmelt: „Der Narr soll seinen Willen haben!" Und heimlich lachend hatten Knechte und Mägde mit eingestimmt. –

An der Grenze des Hofes, wo die fruchtbaren Äcker ihren Anfang nahmen, stand regungslos ein vergrämt aussehender, zwanzigjähriger Bursche und beachtete es nicht, daß ihm die Sonne fast senkrecht auf den kraushaarigen, unbedeckten Kopf niederbrannte.

Er hatte beide Arme auf die kurzgeschorene, grüne Hecke gelegt und schaute träumend auf ein reifendes Roggenfeld, das unter dem Hauche des Windes wie ein gelbes, wogendes Meer schwankte und rauschte.

Der stille Träumer zählte zu den Angehörigen des Tannenhofes und trug das Gewand eines Knechtes.

Vor sechzehn Jahren, als ein großes Sterben über das Land hinwegzog, hatte man ihn in der Nähe des Hofes, in den Armen seiner toten Mutter, einer unbekannten Handelsfrau, gefunden, und der Bauer, der damals noch ein lebensfroher Mann gewesen und selbst Frau und Kind besaß, hatte dem fremden Knaben eine Heimstätte gegeben.

Doch kein Segen hatte Klaus Dirksens gute Tat belohnt; zwei Wochen später trug man die Tannenhofbäuerin und ihr Kind zum Friedhof hinaus, und wie ein Eieshauch, der die keimende Pflanze vernichtet, war es über den Bauern gekommen.

Nicht eine Träne hatte er vergossen, als man Mutter und Kind in die gemeinsame Grube hinabsenkte; nur die rauhen Arbeitshände hatte er geballt und das Stöhnen bitterster Verzweiflung, das aus seiner Brust emporstieg, gewaltsam unterdrückt – aber er war hart geworden in dieser Stunde, hart wie ein Stein. Fortan gab es nur Arbeit für ihn, ununterbrochene, befreiende Arbeit, die seine Scheuern füllte und seinen Reichtum fast täglich mehrte.

Unter gefühllosen Blicken und groben Fäusten wuchs der fremde Knabe heran und lernte bald, sich nützlich zu machen und dem Erdboden seine Schätze abzuringen.

Man nannte ihn Georg, wie seine Mutter ihn gerufen. Er liebte und verehrte den wortkargen Bauern wie einen Vater; und seine tiefe Zuneigung zu dem Manne mochte ihm auch wohl die Fähigkeit verliehen haben, schon frühzeitig das verborgene Weh Klaus Drikſens zu erkennen. Doch nie hatte er ein Wort zu sagen gewagt, aber jeder Blick und jeder Wunsch des Verbitterten war für ihn ein Gebot gewesen.

Als am folgenden Morgen der



erste Sonnenstrahl aus den Wolken brach, schritt Georg leise die Treppe hinab und auf die Äcker hinaus.

Noch einmal wollte er eine stille Umschau halten über die Stätten seiner Kindheit, dann wollte er in die Welt hinaus ziehen. Jetzt, wo der Pflegevater tot war, galt es, für immer von hier zu scheiden; denn an dem Benehmen der Verwandten hatte der junge Mann deutlich gesehn, daß man ihn, den fremden Eindringling, hier nicht länger dulden würde.

In schmerzlichen Sinnen schritt Georg durch die Felder, wo er fast jeden Fußbreit des Bodens kannte. Er musterte liebkosend die reifenden Früchte, ließ die starken Roggenhalme wie abschiednehmend durch die Finger gleiten und lauschte dem Rauschen des kleinen Tannenwaldes.

Als er dann nach zwei Stunden zurückkam, war er still und ruhig.

Auf seiner Kammer suchte er seinen besten Anzug hervor und kleidete sich an; dann packte er seine wenigen Habseligkeiten zu einem Bündel zusammen und wartete dann, bis der Geistliche erscheinen würde, um den Tannhofbauern zur letzten Ruhe zu begleiten. Aus dem Erdgeschoß, wo die Verwandten bei einem Frühstück saßen, erscholl währenddessen lautes Gespräch und Gläserklirren und entlockte ihm ein schmerzliches Lächeln.

Als sich dann eine Weile später der Trauerzug in Bewegung setzte, standen die Leute mit teilnahmslosen Gesichtern in der Tür und neben ihnen drängte sich das Gesinde. Hinter dem Sarge schritt der greise Seelsorger, dann folgten einige Frauen aus dem Dorfe, die auf dem Hofe mitunter Stundenarbeiten verichteten, und als letzter schritt Georg gebeugten Hauptes.

Er hatte es nicht über sich gewinnen können, dem treuen Verstorbenen die letzte Ehre zu versagen, und war der Einzige, der das Gebot des Toten nicht beachtete; die tiefe Zuneigung indessen, die er für den verbitterten Mann gefühlt hatte, und die große Dankesschuld, die er nie mehr abzutragen vermochte, ließen ihn alles andere vegessen.

Der junge Mann beachtete nicht die spöttischen Bemerkungen der Leute, die am Wege standen; denn er wuste ja selbst, daß er durch diesen Gang sein Erbteil verlor; in seinem Innern aber fühlte er volle Zufriedenheit über sein Beginnen.

Mit Hohn und Gelächter empfing man ihn, als er mit verweinten Augen von der Beerdigung zurückkehrte. Man schalt ihn einen Toren, der sein Glück leichtsinnig von sich gestoßen habe, und nannte ihn einen Narren, wie der tote Bauer einer gewesen, und ruhte nicht eher, als bis der Gequälte auf seine Kammer eilte und die Tür hinter sich verschloß.

Hier saß er eine Zeitlang grübelnd, den Augenblick erwartend, wo unten im Staatszimmer die Testamentseröffnung vor sich gehen würde und er sich unbeachtet entfernen konnte. Sein kleines Bündel hatte er griffbereit neben sich gelegt.

Plötzlich schallt sein Name zu ihm empor, wie in lautem, unbegreiflichem Erstaunen; noch einmal erscholl der laute Ruf, und

dann ertönte er aus zwanzig Kehlen zugleich: „Georg!"

Stolpernde Fußtritte erklangen auf der Treppe, eine Hand rüttelte an der Tür, und als der Erschrockene diese nun öffnete, stand einer der Knechte vor ihm und stammelte:

„Du sollst sofort nach unten kommen, Georg, zu den Herren vom Amt. – Der Hof, das Land, alles gehört dir!"

Unten an der Treppe standen die Verwandten mit bleichen, verstörten Zügen, von denen jede Freude gewichen war; als Georg an ihnen vorbeitaumelte, wandten sie die Köpfe und warfen haßerfüllte Blicke auf ihn.

In dem Staatszimmer befand sich nur noch der Amtmann mit seinem Schreiber; der alte Herr hatte alle Personen hinausgewiesen und hielt in seiner Hand ein großes Schreiben, ohne Zweifel das Testament des Verstorbenen, und las es abermals, als könne er den Inhalt nicht begreifen.

Als Georg eintrat, reichte er ihm das Schriftstück hinüber und sagte kopfschüttelnd: „Ich gratuliere!"

Der junge Mann sank zitternd auf einem Stuhl nieder und überflog die verschlungenen Zeilen; erst nach und nach gelang es ihm, ihren Sinn zu erfassen. Das Testament lautete:

„Ich, Klaus Dirksen, genannt der Tannhofbauer, bestimme hiermit, daß von allen denen, die auf mein Geld und Gut gewartet haben, niemand auch nur einen Bruchteil meines Vermögens erhalten soll. Derjenige aber, und wäre er der geringste unter den Knechten, der treu und ehrlich zu mir gehalten und die verschwiegene Trauer meines Leben erkannt hat – derjenige, der mein in Menschenhaß verfaßtes Gebot mißachtete und sein Erbteil aufgab, um mir, dem gefürchteten Manne, die letzte Ehre zu geben, soll alles erhalten, was ich auf der Welt zurücklasse. So will ich die Treue und Liebe belohnen! ... Ist aber niemand mir zugetan und bereit gewesen, um meiner selbst willen ein Opfer zu bringen, so falle mein ganzes Eigentum dem Staate zu.

Dieses ist mein letzter Wille, so wahr mir Gott gnädig sein möge in meiner schwersten Stunde.

Geschrieben und beglaubigt am 14. Juli des Jahres 19. ."

Mit bewegten Zügen trat der Amtmann auf den Jüngling zu, der den Kopf schluchzend in die Hände gelegt hatte.

„Sie waren der einzige, der zu dem Toten hielt und seine Seele kannte, die sich unter dem rauhen Äußeren verbarg," sagte er herzlich. „Ihnen gönne ich die reiche Erbschaft und gratuliere Ihnen von Herzen."

„Und ich kann hier bleiben – brauche nicht unter fremde Menschen?" stammelte der noch immer fassungslose junge Mann.

„Sie sind der rechtmäßige Herr des Tannenhofes, obgleich man Ihnen bis zu Ihrer Großjährigkeit noch einen Vormund geben wird. Aber nun fassen Sie sich; denn draußen wartet das Gesinde, um den neuen Herrn zu begrüßen."

Die Muttergottes im Ginster

Im Ginster an der Bergeswand
ein Bild der Muttergottes stand,
so hehr und hoch aus grauem Stein,
sah mildreich in das Tal hinein.
Da kam ein Kind des Weges daher
in raschem Lauf und weinte sehr.
Es nahm die Jungfrau bei der Hand:
„Geh mit mir von der Felsenwand,
mein Vater liegt in Fiebernot,
er stirbt sonst vor dem Abendrot."
Und bei dem letzten Sonnenstrahl
Maria wandert mit zu Tal,
sucht Blätter und Blüten im Wiesengrund.
Die machen den kranken Mann gesund.
Verwittert ist das hohe Bild,
das einst gelächelt, sanft und mild.
Die Blumen blühen weiß und blau
noch immer in der Wiesenau.

F. J. Koch.

* * *

Wer zwingen will die Zeit, den wird sie selber zwingen.
Wer sie gewähren läßt, dem wird sie Rosen bringen.

Sonntags-Gedanken

Vom Sinn der Kindheit

Warum bleibt der Mensch nach seinem Eintritt ins Leben so außerordentlich lange hilflos und unbeholfen? Die Tiere sind uns in dieser Hinsicht weit überlegen; wenige Monate nach ihrer Geburt entfernen sich die meisten schon von ihrer Mutter und suchen ihre Nahrung selbst. Sobald die Raupe aus ihrem Ei kriecht, das die längst verweste Mutter legte, entdeckt und verzehrt sie die ihr bekömmliche Nahrung; der kaum dem Nest entschlüpfte Vogel erkennt sein Futter, der junge Löwe durchzieht die Wildnis nach Raub. Alle andern Geschöpfe können in kürzester Zeit ihre Glieder und Kräfte gebrauchen und sich selber schützen, nur der Mensch nicht. Nackt und armselig und schutzlos tritt er ins Dasein: das Kind braucht ein Jahr, bis es nur fähig ist, ohne fremden Beistand auf seinen schwachen Füßen zu stehen. Und es vergeht noch viel längere Zeit, bis es reden, seine Eltern verstehen und sich ihnen mitteilen kann. Eine Reihe von Jahren verrint, bevor es seinen dringensten Lebensbedarf selbst beschaffen kann; erst zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren entwächst es allmählich der elterlichen Plege. Vom irdischen Standpunkte aus muß uns diese lange Unmündigkeit und Unbeholfenheit als sinnlos und bedauerlich erscheinen.

Allein wir unterscheiden uns gerade in diesem Punkte von den Tieren, weil bei uns Menschen nicht die Entwicklung des Leibes und die baldige Betätigung unserer Körperkräfte die Hauptsache ist, sondern die Entfaltung unserer geistigen Kräfte zu einem höheren, in die Ewigkeit hinüberwachsenden Dasein. In Anbetracht dieser Ewigkeit, für die wir bestimmt sind, können die zwanzig Jahre Kindheit und Jugend als ein unendlich geringer Zeitraum bezeichnet werden als die nur einige Monate währende Kinderzeit fur ein höchstens hundertjähriges Tierleben. Gerade für die Entchicklung der Geisteskräfte ist das Leben der Geister mit Geistern, des Menschen mit Menschen notwendig, damit einer vom andern Einsichten und Erfahrungen lerne und für sein eigenes Leben anwende. Jeder einzelne Mensch soll dieses wundersame Licht des Geistes von dem andern empfangen und selbst wieder dem nachsten Geschlechte weitergeben. Das wird erzielt durch das lange Beisammensein der Kinder mit den Eltern.

Hätte der Mensch nur seine elementaren Lebenstriebe der Ernährung, Selbsterhaltung und Fortpfanzung zu erfüllen, so hätte die lange Kindheit keinen Sinn. Er würde dann auch keine Lust haben zu gegenseitiger Belehrung, zur gemeinschaftlichen Verschönerung des Lebens, zur Vereinigung vieler Kräfte zu einem gemeinsamen großen Unternehmen, zu edlem Wetteifer um das Vollkommenste. Eine langdauernde Kindheitszeit ist also die Voraussetzung für die Veredlung der Menschen und ihre Vereinigung zu höheren Zwecken. Das Kind soll durch seine lange leibliche Hilflosigkeit und Unmündigkeit gezwungen sein, bei den Eltern zu bleiben, um sich ihre Weisheit und Tugend, auch ihre religiösen Ansichten und Übungen für das ganze spätere Leben anzueignen und anzugewöhnen. Könnte sich das Kind in einigen Monaten aus eigener Kraft alles Nötige selbst beschaffen, so würde es sich gewiß ebenso rasch und leicht wie die Tiere von den Eltern trennen, um in Freiheit zu leben. Nun aber wird sein Leib in Schwachheit gehalten, damit sein Geist Zeit und Gelegenheit habe, sich zu entwickeln. Das Kind hat dadurch die Möglichkeit, alles, was die ganze Menschheit vor ihm gedacht und an geistigen Schätzen gesammelt hat, durch Vermittlung der Eltern und Erzieher sich anzueignen; auch die ganze Heilsgeschichte der Menschheit wird so dem Kinde vermittelt, bevor die starken Triebe der Selbsterhaltung in ihm lebendig werden und es zur Loslösung aus dem Verband der elterlichen Fa-

---

Bekämpfst du deine Fehler noch so mutig,
Gestehst du deine Schwächen noch so frei, —
Entschuldigen wirst du dich doch dabei!
Mit eigener Hand schlägt man sich selten blutig.

Frida Schanz

milie veranlassen. Tritt dann der Jüngling und die Jungfrau ins Leben hinaus, so sind sie bereits so sehr mit dem geistigen Erbe der Eltern und der ganzen menschlichen Vorzeit innerlich verbunden, daß sie sich gar nicht mehr in ungebildete Wildheit verlieren können. Die Gedanken und Gefühle, die sittlichen Grundsätze und Glaubensüberzeugungen der Eltern haben so sehr von ihrer Seele Besitz ergriffen, daß sie sich selten wieder ganz davon freimachen können.

Eure Elternpflicht ist es, die leiblich hilflose Jugendzeit eurer Kinder mit Eifer auf Weckung und Ausbildung ihres Geistes zu verwenden. Gott hat euch den Anreiz dazu gegeben durch die wundersame Holdseligkeit der Kindesseele. Wie strahlt sie euch entgegen aus reinen, großen Augen eurer Kinder, die voll Staunen und Bewunderung in die Welt schauen, euch lernbegierig nach dem Sinn und Ziel dieses unbegreiflichen Lebens fragen! So nehmt sie auf euren Schoß und lernt sie nicht bloß das Äußerliche von den Dingen verstehen, sondern vor allem ihren tiefen Sinn und Zweck! Deutet ihnen jede Pflanze und Blume, jedes Tier und jeden Stern als Geschöpf Gottes! Unterrichtet sie, daß nichts leben und gedeihen kann, wenn es nicht den Weisungen des Schöpfers folgt! Zeigt ihnen das an Beispielen und zieht daraus die Folgerung für die Kinder selbst! Erzählt ihnen, wenn ihr Verstand fortgeschritten ist, von der Sünden- und Heilsgeschichte der Menschen von Adam bis Christus und von den Aposteln bis herauf zum Priester, der in eurer Gemeinde des Heilands Wort verkündet und die heiligmachenden Gnadenmittel



spendet! Weist sie durch Beispiele aus dem gegenwärtigen Leben darauf hin, wie der Mensch an Leib und Seele zugrunde geht, wenn er sich nicht in Gesetz und Ordnung und die Gebote Gottes fügt.

Aber redet nicht bloß gute und schöne und fromme Worte, sondern laßt eure Kinder in eurer Familie alles Gute und Schöne und Fromme miterleben, täglich mitmachen, damit es ihnen zur selbstverständlichen Gewohnheit wird! Denn nur so, wenn das Herz des Kindes jahrelang ganz in solchen Gedanken, Gefühlen und Gepflogenheiten aufwächst, werden sie ihm nach und nach unentbehrlich. Dann wird das Kind später auch unter Stürmen und Versuchungen immer wieder mit wahrem Heimweh zum Glauben und der Lebensweise des Elternhauses zurückkehren, weil es anders nicht glücklich sein kann. Das ist die heilige Gewalt der Kindheit noch über den Mann und die Frau; das ist ihr tiefster Sinn und Zweck.

Das Trinken

von H. K.

Im Frühjahr hatten wir über das Fasten und das viele Essen geschrieben. Mit dem Herbst kommt nun die Erntezeit, mit dem Weizen das Geld, und mit dem Gelde nicht nur das Bezahlen von Rechnungen und das Einkaufen der Lebensnotwendigkeiten, mit dem Gelde kommt unserem ehrsamen Farmer auch der altüberlieferte Durst.

Unser Farmer ist ein sehr konservativer Mensch. Wie es früher war, so muß es heute sein. Neuen Dingen und neuen Lehren traut er nicht allzu sehr. Das Alte muß gehalten werden. Das Gute, das Gläubige, und leider auch so manches, das nicht ganz vom heiligen Glauben kommt. Zu diesen Sachen gehört die übergroße Freude am Trinken.

Niemand verwehrt dem ehrlich arbeitenden Manne ein Glas Bier. Man hat selbst dann nichts zu sagen, wenn es zwei Glas sein sollten. Die Geschichte ist jedoch gewöhnlich so, daß es fast nie bei diesem Masse bleibt. Zieht man am „Biertag", das heißt am Samstag, ins Städtchen, dann muß es sich schon lohnen. Dann wird getrunken, bis die Köpfe rauchen und bis man alles, aber auch alles über die hohe Politik und über die Schleichwege der „heuchlerischen Weizenpreismacher" weiß. Bis man dieses alles viel viel besser weiß und auch viel klügere Pläne hat als die ganze Bande von Politikern und Wirtschaftlern der Welt zusammengenommen. Man trinkt, bis man in einen Zustand höchster Weltweisheit kommt und eine Beredsamkeit entwickelt, die bisher noch kein Pater, selbst der allerbeste Prediger, erreicht hat.

Ist man in diesen Zustand geraten, dann hat der Durst noch lange kein Ende. Draußen auf der Straße oder in einem der Geschäfte des Städtchens warten die Weiber und die Kinder. Die einen in stiller Geduld, die anderen mit rollenden Augen und hochrotem Gesicht. Sie wissen ganz genau, daß es wenig Sinn hat, auf die Uhr zu schauen. Wenn die Stunde des Gesetzes schlägt und das Bierhaus geschlossen wird, kommen die Männer daher. Der Hausvater spannt ein — manchmal muß es die Mutter oder der Bub selbst machen, weil der Vater es nicht mehr packt. Und dann geht es heim. Dem Vater ist wohl zumute. Um unwohl zu werden, braucht er gewöhnlich schon schwerer geladenes Zeug als Bier. Ihm ist wohl zumute. In vielen Fällen weiß er aber doch nicht ganz genau, ob er zur Hochzeit fährt oder von einer Kindertaufe oder Maistub heimfährt; ob er auf dem Wege zur Sonntagsmesse ist oder ob es mit Weib und Kindern zum Schwäher Michel geht. Er fährt durch die Prärie und freut sich des Lebens, oder aber er weiß garnichts mehr von diesen Freuden des Lebens. Er schläft.

Sein Weib aber schimpft, und die Kinder sagen: „Der Voter is wieder b'suffe!"

Sehr oft fahren die Mannsleut auch ohne die Weiber in die Stadt. Hochgeladen kommt der Joe dann heim, und die Tür aufreißend, brüllt er ins Haus hinein: „Weib, nimm deine Vernunft unner consideration und und tu die authority respecten. Ich bin der Hausvater und das sollst wissen." Er will sagen: „Frau, bedenke, daß ich der Hausvater bin. Du hast mich mit Ehrfurcht zu behandeln. Also: Kein Wort!"

Nicht jede Farmerin nimmt da ihre „Vernunft unner consideration." Eine ganze Litanei heilsamer Ermahnungen und unheilsamer Schimpfworte fliegen dem schwankenden Hausvater entgegen, und da er im Bierlokal ein höchst respektierter Mann ist, läßt er sich so etwas nicht so einfach bieten. Und der Krach ist los! Die Kinder schauen zu und lernen fleißig, wie tapfer man sein kann und wie mutig man redet, wenn man betrunken ist, und was man tut und sagt, wenn man zornig ist wie die Mutter.

Die Kinder lernen eifrig!

Der Isidor kam auch schwer geladen nach Haus. Auch er brüllte die Warnung von der Vernunft, die da „unner consideration" zu nehmen ist, drohend in die Küche. Sein Weib jedoch, die kluge fromme Catharina, sagt nur: „Ja ja, Isidor." Und sie weiß den wild um sich her fuchtelnden Isidor sehr schnell ins Bett zu packen. Es ist ihr nicht ganz wohl ums Herz. Sie betet ein leises „Gegrüßet seist du Maria" und sucht die Träne der Sorge nicht zu zeigen. Ist der Vater im Bett, dann lächelt sie den Kindern zu und sagt: „Der Vater ist aber doch ein Spaßmacher."

Was die Kinder vom Vater denken sollen, wissen sie nicht so ganz genau. Sie haben ihn gern. Er ist ja doch der beste Vater in der Welt. Warum flucht er aber so schwer? Und warum ist er mit

der Mutter so wild, wenn er betrunken ist? Im Katechismus hat die Schwester erklärt, man dürfe nicht fluchen und auch nicht wüst sein. Und der Vater schimpft, wenn man seinen Katechismus nicht lernt.

Wenn der Vater den Katechismus so gut kennt, warum hält er ihn dann nicht? Oder muß man den Katechismus nur kennen, und man braucht ihn nicht zu halten?

Beim Georg war es strenge Haussitte – wie bei den meisten unserer gottesfürchtigen Farmer – das Abendgebet gemeinsam zu halten. Ein ganzer Rosenkranz wurde gebetet, und noch eine Litanei und viele Vater unser und Gegrüßet seist du dazu. Der Georg war ein überzeugt katholischer Hausvater der seine Kinder immer streng belehrte, das Glaubensbekenntnis, die Gebote Gottes, die Gebote der heiligen Kirche, die Werke der Barmherzigkeit, die sieben Gaben des Heiligen Geistes und die sieben Hauptsünden gut zu halten. So lehrte er wortwörtlich, und die Frömmigkeit gedieh in seinem Hause.

Sie wäre noch viel besser geworden, wenn der Georg nicht den altangestammten Durst gehabt hätte. Es war einmal im Winter. Der Georg betete sein Abendgebet mit doppelter Freude. Er hatte eine schwere Fahrt durch Schnee und Kälte ins Städtchen gehabt. Nun war er wieder im warmen Heim, und er hatte sich genügend Zucker für den „Weihnachtstrunk" mitgebracht. Dieser selbstgemachte Schnaps war wirklich gelungen. Georg hatte ihn heute nach dem Abendessen zweimal gekostet. Er war gut.

Vetter Georg kroch ins Bett. Sein Weib nahm die Weihwasserflasche und stieg hinauf in die Kammer der Kinder, um sie, wie es nach gut katholischer Sitte gemacht wird, für die Nacht zu segnen. Auch der Vater erhielt jeden Abend sein Quantum von Weihwasser über Gesicht und Bettdecke gespritzt. Georg wollte seiner Frau gerade etwas zurufen, als sie ins Schlafzimmer trat und ihm die drei gebräuchlichen geweihten Spritzer von der Tür aus zusandte.

Georg erhielt ziemlich viel davon in seinen offenen Mund. Mit einem gewaltigen Ruck war er auf. Seine Augen begannen schneller zu rollen als die um die Lippen herumrasende Zunge. „Weib", schrie Vetter Georg plötzlich auf, „du spritzt mit meinem homebrow!" (selbstgebrauter Schnaps).

Und schon war der Spetakel los. Vor fünfzehn Minuten noch frommes Beten und heilsames Belehren der Kinder, und jetzt. . . Einer der Buben des Georgs sagte dem Pater in seinem schweren Deutsch: „So wie's der Vater schafft ist das Beten nur für das Beten. Und nachher ist es nicht mehr für das Beten. Denn nachher schimpft man und sakramentiert man."

Eine der allerschlimsten Folgen zu großen Alkoholgenusses ist das böse Beispiel, das man zu Hause durch seinen Leichtsinn, durch seinen Zorn, sein Schimpfen, Fluchen und Toben gibt. Wie elend muß doch so ein Vater im Auge des Kindes sein! Die Mutter und der Pater sagen, der Vater solle nicht trinken, und der Vater hört auf keinen. Er ist ungehorsam. Und lehrt dabei, man solle gehorsam sein! Der Pater und die Schwestern lehren, man solle Vater und Mutter hoch achten. Und der Vater hat kein bißchen Achtung vor der Mutter! Die wüßtesten Worte ruft er ihr zu. Wie kann man ihn achten, wenn er kaum auf seinen Beinen stehen kann? Wenn andere Männer ihn vor dem Hause wie einen toten Sack abladen und im Hof liegen lassen, bis ihn die Mutter bemerkt und ihn mit den großen Buben oder Mädchen ins Haus schleppt?

Noch viele andere vollständig unchristliche und unehrenhafte Folgen hat das übermäßige Trinken. Heute wollen wir nur bei diesem schlechten Beispiel bleiben.

Dieses böse Beispiel ist den Kindern wirklich eine Schule. Dort lernen sie, daß man nicht immer gehorsam zu sein braucht; daß man die Muttr nicht immer ehren muß. Dort sehen sie, wie Zorn aussieht; dort hören sie, welche Ausdrücke man beim Fluchen zu gebrauchen hat; dort wird ihnen klar, daß der liebe Gott in der Kirche ist und herrscht, daß das Haus, die Straße, das Städtchen jedoch vom Herrschertum Gottes ausgenommen sind. Man geht immer dem Vater nach. In der Kirche schwätzt er nicht. Dort betet oder singt er. Zu Hause betet er das Abendgebet, vor und nach dem Abendgebet aber sind seine Worte und Taten nicht so heilig. Da ist das Unheilige fast Tagesordnung.

Wie es der Vater macht, so hält man es auch. Man schweigt in der Kirche und auch beim Abendgebet, sonst aber ist es schöner so „stark" wie der Vater zu sein. Genau so stark im Zorn und im Fluchen wie er.

Merken wir nicht, wie die Kinder von uns lernen? Mit der Mannesreife muß auch die Reife im Verstehen seiner Pflichten und Verantwortung kommen. Wahre Männer wissen sich zu beherrschen. Wer sich nicht beherrschen kann, ist halt selbst noch ein großer Bub den sich Gott einstens sehr, sehr stramm erziehen wird!

Ein Auge ist, das alles sieht...

Alfons Schmitz O.M.J.

Lieber Leser! Kennst Du Frankfurt am Main, den imposanten Bahnhof und den brandenden Verkehr, der Dich auf dem Varplatz empfängt? Ein Auto jagt das andere, Motorräder knattern rauchend vorüber, Radfahrer jongieren kunstvoll an den Seiten der Fahrbahn, und Fußgänger überqueren eilends die Straßen, um im wahrsten Sinne des Worts nicht unter die Räder zu kommen. Von den Straßenbahnen und Omnibussen, die in ununterbrochener Folge einlaufen und abfahren, will ich gar nicht reden. Wieviel tausend Vehikel mögen täglich am Bahnhof vorbeirollen!

Um den Verkehr sicherer und reibungsloser zu gestalten, hat man vor einiger Zeit eine Lichtanlage geschaffen. Alle Fahrzeuge und auch die Fußgänger haben bei rotem Licht zu stoppen, und sobald das grüne Licht aufleuchtet, haben sie freie Bahn und freien Übergang. Natürlich mußte sich diese neue Anlage zuerst einspielen. Ein Schutzmann beobachtete von einem nahegelegenen Balkon aus die Fahrbahn, überwachte die Ordnung und gab durch den Lautsprecher Verkehrssündern Anweisungen. Es war interessant, so ein Viertelstündchen dem Leuchten der Lampen und dem wogenden Hin und Her zuzuschauen und den oft witzigen Einfällen des Schutzmannes zu lauschen.

Da passierte eines Tages folgendes: Zwei Ordensschwestern kamen aus den Exerzitien zurück nach Frankfurt. Noch ganz im Hochgefühl der seligen Tage und voll Sehnsucht nach ihren Mitschwestern, stürmten sie mit Koffern und Päckchen aus dem Bahnhof. Vor der ersten Verkehrsstraße lugten sie aus ihren Häubchen kurz nach rechts und links und da kein Fahrzeug nahte, wollten sie flugs die Straße überqueren. Mitten auf der Fahrbahn traf wie aus heiterem Himmel eine laute Stimme an ihr Ohr: „Die beiden katholischen Ordensschwestern mögen bitte von der Fahrbahn zurücktreten. Bei rotem Licht ist der Weg gesperrt."

Kehrt und zurück war eins. Sie setzten ihre Koffer nieder, schauten sich und die nähere Umgebung erstaunt an und konnten sich das feine Schmunzeln auf den Gesichtern der Leute nicht erklären. Was sollte das alles bedeuten? Sie kamen doch aus den Exerzitien und waren sich keiner Schuld bewußt. Warum mußten sie hier warten, während jetzt die anderen Leute in aller Ruhe die Fahrbahn überqueren konnten? Aus ihren Gedanken wurden sie plötzlich herausgerissen. als die Stimme wiederum über den Bahnhofsplatz hallte: „Die beiden katholischen Schwestern können jetzt bei grünem Licht die Straße überschreiten." Nun aber schnell heraus aus dem Gewühl; denn sie fühlten in peinlicher Verlegenheit, wie Hunderte von Augenpaaren auf sie gerichtet waren. Gott Dank. jetzt hatten sie die gerade Straße erreicht. jetzt waren sie aus dem Bereich dieser geheimnisvollen Stimme. Da tönte es den Enteilenden noch nach: „Ja liebe Schwestern, der liebe Gott und der Schutzmann sehen alles."

Böse Zungen behaupten, auf den Gängen und Treppen der Exerzitienhäuser werde eine ähnliche Einrichtung geschaffen, grünes rotes Licht, damit man über der inneren Ordnung die äußere nicht vergesse; denn ein Auge ist, das alles sieht – da drinnen der liebe Gott und da draußen der Schutzman.

Sturmnacht

Türme ragen,
Sterne schweigen,
Blätter tanzen
Wilden Reigen,
Und der Sturm
Heult durch die Nacht.
Leer die Plätze,
Leer die Straßen,
Wo tagsüber
Schwarze Massen
Drängen, hasten
Nach Erwerb.
Einsam brennen
Gaslaternen.
Doch dem Wanderer,
Dem fernen
Heimatsucher,
Strahlt kein Licht.
Nacht am Himmel!
Nacht auf Erden!
Soll's auch Nacht
Im Herzen werden?
Hoch am Himmel
Glänzt ein Stern.

M. Reichenzeller

* * *

„Gott suchen, heißt Ihn finden."

Das Schwache hat Gott auserwaehlt

Zum 50. Todestag des Oblatenbischofs **Vital Justin Grandin**

Zögernd und stockend hatte der schmächtige Kleriker Vital Grandin an einem trüben Oktobertag des Jahres 1850 dem Regens des bischöflichen Seminars in Le Mans seinen Herzenswunsch vorgetragen, in die auswärtigen Missionen ziehen zu dürfen. Der nahm schweigend seinen bewährten Ratgeber, die Heilige Schrift, aus dem Büchergestell, schlug sie aufs Geratewohl auf, nickte und las mit lauter Stimme: „Das Schwache der Welt hat Gott erwählt! Gehen Sie, mein Sohn, gehen Sie, wohin es Sie ruft.“

„Das Schwache der Welt!“ Als neuntes unter 14 Kinder eines durch Unwetter ruinierten Kleinbauern war er am 8. Februar 1829 in Nordfrankreich geboren. Früh schon vernahm der kleine Vital den Ruf zum Priesterstand, gerne wäre er seinem älteren Bruder Johannes ins bischöfliche Konvikt gefolgt. Doch war es ihm klar, daß die Familie nicht für zwei Studenten aufkommen konnte. Nachdem er einige Jahre lang sein Brot als Hütejunge verdient hatte, fand Johannes einen Weg, der auch seinen Bruder zum Priestertum führen sollte. Eine gute Seele in der Bischofsstadt nahm den kleinen Vital für 40 Franken und Gotteslohn in Quartier, und der angehende Student der Gottesgelehrtheit weihte den jüngeren Bruder in die Geheimnisse der lateinischen Sprache ein. Der Sekretär des Bischofs, der von dem lernenden-lehrenden Brüderpaar gehört hatte, nahm sich in der Folgezeit des eifrigen Studenten tatkräftig an. Der Enderfolg war ein gut bestandenes Abschlußexamen der Gymnasialstudien und eine zerrüttete Gesundheit.

Nachdem der Regens seine Einwilligung gegeben hatte, bewarb sich Vital Grandin um die Aufnahme ins „Seminar der Martyrer“ der Gesellschaft für auswärtige Missionen in Paris. Nach wenigen Monaten schickten ihn die Obern ins Diözesanseminar zurück, da sie glaubten, seine schwere Zunge werde niemals die schmiegsame Sprache der Söhne des himmlischen Reiches der Mitte meistern. Gottes Vorsehung fügte es, daß Vital Grandin in diesen schwren Tagen zum erstenmal von den Missionaren Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria hörte. Er erbat und erhielt die Aufnahme ins Noviziat. Am 23. April 1854 war er am Ziele seiner Wünsche, als ihm der selige Stifter selbst die Hände auflegte und ihn gleich nach der Priesterweihe in die Indianermissionen Kanadas schickte. In seiner Begeisterung wollte der junge Missionar, von dem der Arzt annahm, daß er die Seefahrt nicht überstände, abreisen, ohne erst seiner Familie Lebewohl zu sagen. Doch Eugen von Mazenod schickte ihn zum Abschiednehmen nach Hause, mit der Versicherung, daß er nichts für Abtötungen übrig habe, die anderen wehe tun.

Entgegen aller fachärztlichen Voraussage langte der eifrige Missionar am 2. November 1854 lebend in St. Boniface an, das damals aus Kirche, Bischofshaus, Schwesterheim und einigen Hütten bestand. Je kleiner der Bischofssitz war, um so größer die Diözese, die ein Gebiet so groß wie Europa umfaßte. Zu ihrer Betreuung standen dem jungen Oberhirten, Bischof Tache, wie einst dem Heiland, zwölf Apostel, acht Patres und vier Brüder, zur Verfügung. Nachdem P. Grandin sieben Monate lang in St. Boniface geblieben war und sich in etwa mit Land und Leuten vertraut gemacht hatte, schickte ihn sein Bischof Anfang Juni 1855 zur Mission Nativite am Athabaskasee. 2800 Kilometer weit ging es auf Flüssen und Seen dem Norden zu. 36 Tragstellen, von denen die weiteste bei La Loche über sechs Kilometer lang war, mußten überwunden werden. Wie jeder andere, nahm Vital Grandin, der einen großen Teil seines Scholostikats im Krankenzimmer zugebracht hatte, eine Zentnerlast auf die Schultern und schleppte sie bergauf, bergab durch Sumpf und Gestrüpp. In der Mission Nativite wurde der Neuankömmling von P. Faraud und Bruder Alexis mit offenen Armen aufgenommen. Im März 1856 stieß P. Faraud weiter nach Norden zum Großen Sklavensee vor. So blieb dem jungen Misssionar die wichtige Station Nativite mit ihren Außenposten allein überlassen. Auf der dem heiligen Johannes geweihten Station erreichte ihn im Juli 1858 ein Briefchen des Stifters, das ihm seine am 21. Dezember 1857 erfolgte Ernennung zum Hilfsbischof von St Boniface mitteilte. Da P. Grandn immer noch Blut spuckte, lehn-



te er im Hinblick auf sine schlechte Gesundheit und seine Jugend, er war gerade 29 Jahre alt, Amt und Würde ab. Eugen von Mazenod antwortete ihm kurz und bündig: „Kommen Sie sofort und warten Sie nicht, bis ich tot bin, um mir zu gehorchen." So wurde Vital Justin Grandin am 30. November 1859 in Marseille vom Stifter zum Bischof geweiht. Wiederum kam ihm der denkwürdige Oktobertag des Jahres 1850 in den Sinn, an dem der Seminarregens die Heilige Schrift befragt hatte, und so nahm er sich das Wort des heiligen Paulus „Das Schwache der Welt hat Gott erwählt" zum Wahlspruch. Unter den Mitarbeitern, die der junge Bischof damals für seine Mission gewann, war auch sein Vetter Emil Grouard, der Sohn des Gendarmes von Brulon. Als der Vater eines Tages seinen Sprößling wiederum bei einem seiner gewöhnlichen Schelmenstreiche erwischte, wußte sich der Hüter des Gesetzes keinen Rat mehr, er nahm ihn beim Kragen und stellte ihn in der Kirche vor den Marienaltar und sagte: „Mutter Gottes, nimm du ihn in deine Zucht, ich komme mit ihm nicht mehr zu Rande." Aus dem wilden Emil wurde ein großer Missionar, der Patriarch unter den Oblatenbischöfen des Hohen Nordens.

So kehrte Grandin als Hilfsbischof nach St. Boniface zurück, um einen Teil der Last der Verwaltung der Riesendiözese auf seine schwachen Schultern zu laden. Sltsames Spiel des Heiligen Geistes, der neben den großen Diplomaten Tache, Sproß einer der vornehmsten Familien Kanadas, als Mitarbeiter den armen Häuslerssohn Grandin stellte, der sich mühselig durch die lateinische Gramatik gehungert hatte. Grandin began seine Tätigkeit als Hilfsbischof mit einer Visitationsreise, die ihn 38 Monate lang durch den seiner Fürsorge besonders anvertrauten Norden der Diözese führte. Von der unvorstellbaren Armut der Missionare geht uns eine Ahnung auf, wenn wir im Tagebuch unseres Bischofs lesen, daß P. Gascon, dem das Hemd in Fetzen vom Leibe fiel, sich eins bei einem Angestellten der Hudsonbeigesellschaft leihen mußte, der selbst nur zwei zum Wechseln hatte. Bischof Grandin stieß bis zum Fort Good Hope nach Norden vor, wo der asthmakranke Polstürmer Grollier mit P. Seguin und Br. Kearney den Posten hielt. Da das Jagdglück dem Bruder einen Biber vor die Flinte geführt hatte, konnte ein Festessen gehalten werden, dessen Feierlichkeit durch den Schein einer Kerze erhöht wurde; die erste, die dort oben angezündet wurde, seitdem die Missionre ihre Blockhütte in Good Hope aufgeschlagen hatten. Während die Missionare für den nötigen Wintervorrat an Fisch und Fleisch sorgten, nahm der Bischof jeden Morgen die Axt in die Hand und schaffte das ebenso notwendige Brennholz herbei.

Mehrfach streifte ihn der Tod während dieser Visitationsreise. Im Schneesturm verirrt, verbrachte er allein mit einem Indianerjungen eine endlose qualvolle Nacht auf dem Eise bei einer Kälte, die das Mark in den Knochen erstarren ließ, und kam am anerstarren ließ, und kam noch rechtzeitig zur Missionsstation zurück, um dem Schluß der hl Messe für seine Seelenruhe beizuwohnen. Im August 1864 kehrte Bischof Grandin in sein Hauptquartier auf der Krummstabinsel zurück. Um die Versorgung der Missionen sicherzustellen, schlug er mit den Indianern eine Schneise von Carlton bis zur Krummstabinsel, so daß alles zum Leben unbedingt Notwendige mit Pferd und Wagen von St. Boniface herbeigeschafft werden konnte. Am 1. März 1867 wurde die Station auf der Krummstabinsel mit allen Vorräten für die Nordmissionen ein Raub der Flammen. Der Bischof behielt nicht einmal ein Taschentuch, um seine Tränen zu trocknen.

Als am 22. September 1871 St. Albert von St. Boniface abgetrennt wurde, ernannte der Heilige Stuhl Grandin zum ersten Bischof der neuen Diözese. Es kam die Zeit der großen Umwälzungen, die Zeit der Einwanderung, da die große kanadische Eisenbahn gebaut, und die Indianer, bisher freie Herren der Prärie, in Reservate zusammengedrängt wurden. Es kam die Zeit der Indianeraufstände, bei denen sieben von dreizehn Missionsstationen in Flammen aufgingen; es kam der blutige Gründonnerstag des Jahres 1885, der den Patres Fafard und Marchand das Leben kostete. Über alles triumphierte die Liebe und Geduld des Bischofs Grandin, der nun schon von rot und weiß als Heiliger betrachtet wurde. Die Jahre gingen nicht spurlos an ihm vorüber. Er, der nie gesund war, litt nun doppelt unter der Last der Jahre und den Gebrechen des Alters. Arm wie er geboren war, **wollte er** auch sterben. In seinem Testament lesen wir: „Wenn ich auf der Reise sterbe, soll man am Ort meines Hinscheidens ein Kreuz errichten und mich zu seinen Füßen beisetzen. Sollte ich aber in St. Albert sterben, dann bitte ich den Superior, keinerlei Ausgaben für mein Begräbnis zu machen. Einer der Brüder soll den Sarg anfertigen; wenn man will, kann man ihn schwarz anstreichen und ein Kreuz darauf anbringen. Ich wünsche, daß man mich in der alten Soutane begräbt, die ich zu diesem Zwecke aufhebe."

Kurz vor seinem Tode hatte er die Freude, die Oblatenbischöfe Langevin, Grouard, Clut, Pascal, Dontenwill, Legal und Breynat zur Weihe des letzteren in St. Albert versammelt zu sehen. Er selbst war schon so leidend, daß er an der Feierlichkeit nicht mehr teilnehmen konnte. Am 3. Juli 1902 starb Bischof Vital Justin Grandin, wie er es sich in seinem Testament gewünscht hatte, „in der Liebe Gottes."

Der Ruf seiner Heiligkeit aber wuchs und erstarkte, so daß im Jahre 1930 sein Seligsprechungsprozeß eingeleitet wurde.

* * *

O du, vor dem die Stürme schweigen

O du, vor dem die Stürme schweigen,
Vor dem das Meer versinkt in Ruh,
Dies wilde Herz nimm hin zu eigen
Und führ es deinem Frieden zu,
Dies Herz, das, ewig umgetrieben,
Entlodert, allzurasch entfacht,
Und ach, mit seinem irren Lieben
Sich selbst und andre elend macht!

Entreiß es, Herr, dem Sturm der Sinne,
Der Wünsche treulos schwankem Spiel,
Dem dunkeln Drange seiner Minne!
Gib ihm ein unvergänglich Ziel,
Auf daß es, los vom Augenblicke,
Von Zweifel, Angst und Reue frei,
Sich einmal ganz und voll erquicke
Und endlich, endlich stille sei!

Von Emanuel Geibel

* * *

„Durch Schaden wird man klug", sagen kluge Leute,
Schaden litt ich genug, doch bin ich ein Tor noch heute.

Fr. Rückert

Sorgen

Gibt es wohl eine Seele auf dem großen weiten Erdenrund, die keine Sorge kennt? Wohl kaum. In der einen oder anderen Gestalt tritt Frau Sorge an jeden heran, sei es seelischer Art, Sorge um die Gesundheit, um teure Wesen, um das Vorwärtskommen oder irgend etwas anderes; immer wandelt die Sorge neben den Menschenkindern her, diese oftmals tief niederdrückend. Schon das Kind lernt die Sorge kennen, wenn es zur Schule geht, sei es auch nur die Befürchtung eines Tadels seitens des Lehrers, und mit den Jahren wächst die Sorge. — Doch mehr als je treten in der heutigen Zeit die Sorgen an die Hausfrau heran, die oft im zahlreichen Familienkreis ihres Amtes waltet, mit sorgenvoller Miene die Häupter ihrer Lieben zählt, und, um diese zu befriedigen, oft selbst mit erwerben, arbeiten, schaffen muß und so aus der Ruhe der Häuslichkeit herausgerissen wird. Das sind Sorgen, die die vom Glück Begünstigten nicht kennen, die sich schwer noch auf die Sorgenlast legen, die im Leben ohnehin ein jedes Frauenherz zu tragen hat.

Und doch, wie nimmt nun eine Hausfrau alle Sorgen auf ihre Schultern, wenn sie die Schule der Sparsamkeit und Sorglichkeit durchgemacht hat. Wie dankbar muß sie dem Erzieher sein, der diese Tugenden in ihr Herz pflanzte, eine Hauswirtschaft zu leiten, daß sie blühe und gedeihe. Darum sollen schon in der Kinderstube die Triebe in den jungen Seelen gepflanzt werden, die sich dann später zu reicher Blüte entfalten. Sparsamkeit und Sorglichkeit sollen dem Kinde schon zur zweiten Natur werden, daß es gar nicht anders kann als sorgsam schonend mit allen Sachen umzugehen. Es darf nichts aus Leichtsinn und Unachtsamkeit verderben, nichts verschwenden, nichts wegwerfen, es soll auf seinen eigenen, kleinen Besitz, seine Spielsachen, seine Bilderbücher, seine Kleidungsstücke Wert legen. Nicht soll der Gedanke in ihm aufsteigen, „die Eltern kaufen mir neue Sachen, wenn diese zerrissen sind." Ein großer Fehler ist es, den Kindern zu viel Spielsachen zu geben, denn erstens hat dann bald nichts mehr Wert im Auge des Kindes, und zweitens reizt der Überfluß zur Verschwendung und Unordnung. Man beobachte aber ein Kind, das seine wenigen, hübschen Spielsachen in Ordnung hält; alles ist ihm lieb und wert, es ist bescheiden in seinen Wünschen, seinen Ansprüchen, und bei ihm ist es Sorge, alles hübsch in Ordnung zu halten. Es näht für seine einzige Puppe; an der kleinen Garderobe werden die ersten Strick- und Häkelversuche gemacht; es bettet sein Püppchen zur Ruhe, unterhält sich mit ihm und freut sich mit ihm mehr als mit den schönen modernen Modepuppen. Jedes „Zuviel" stumpft das Kind ab, und es ist ihm gleichgültig, wenn es in Trümmer geht. „Ach, ich bekomme immer so viel", hört man oft aus Kindermund, und diese Worte klingen fast wie eine Klage. Ebenso ist es mit der Kleidung. Auch hier ist jedes „Zuviel" Verschwendung, und die törichte Mutter, die mit ihren Kindern Staat machen will, gewöhnt sie von Jugend auf an Luxus und Eitelkeit, anstatt sie bescheiden und sparsam zu erziehen, und bald ist das Beste kaum noch gut genug für die kleine Putzsüchtige. Die Kinder sollten wissen, daß alles Geld kostet, daß alles verdient sein will; und wie oft muß ein Mann im Schweiße seines Angesichtes arbeiten, weil Frau und Kinder „elegant" sein wollen. Lernt das Kind an kleinen Sachen sparen, so wird es später auch am großen und kleinen sparen, und das ist unendlich viel wert. Naht sich ihm dann auf seinem Lebenswege Frau Sorge, so nimmt es jede Bürde mutig auf die Schultern; es hat Sparsamkeit und Sorglichkeit, Denken und Handeln gelernt, es besitzt nützliche Kenntnisse und Fähigkeiten in der Haushaltung, und das sind die besten Sorgenbanner und die sicherste Garantie für eine ruhige, sorgenfreie Zukunft.

* * *

Du sagst dir sei kein Glück beschieden,
Warum blickst du stets über dich?
Sieh, Freund, ich bin recht sehr zufrieden,
Ich schaue immer unter mich.

Pestalozzi

* * *

„Erkenne, suche, lieb und ehre,
Was gut und schön ist, und vermehre
Nach Möglichkeit, mit weiser Wahl,
Des Guten und des Schönen Zahl!"
Das ist die ganze Sittenlehre!

Gleim

Wahrsagerin

Von August Kassau

Ein Trupp Zigeuner war schon früh am Morgen vor dem Dorfe angekommen. Vier klapprige Wagen mit kleinen struppigen Pferden hielten auf dem Anger am Spritzenhause, und bald kribbelte es auf dem Platze von großen und kleinen schwarzhaarigen, blaßbraunen Gestalten. Nun strömten von allen Seiten die Kinder herbei und bestaunten das seltsame Treiben der fremden Gäste. Auf einmal erstarrte das unruhige Hin und Her und verstummte das Stimmengewirr. Der Ortsschulze war auf den Platz getreten. Er ließ den Führer des Trupps kommen und eröffnete ihm, daß seine Gewerbetreibenden, die Kesselflicker, Drahthandwerker und Händler, nur in der Mittagsstunde von zwölf bis eins von Haus zu Haus gehen dürften und sich während der übrigen Zeit bei ihren Wagen aufzuhalten hätten, ferner, daß das Betreten der Höfe, Gärten, Wischhöfe und des Friedhofs strengstens verboten sei. Dann trieb der Gestrenge die Kinder auseinander.

Um die Mittagszeit strichen plundrige Zigeunerweiber bettelnd und wahrsagend von Tür zu Tür. Aus den Handlinien prophezeiten sie den mehr aus Gutmütigkeit als aus Neugierde ihre Hände schmunzelnd hinreichenden Frauen und Mädchen Glück über Glück, Glück an allen Ecken und Enden, mehr, als die Erde zu bieten vermag und die Menschen zu ertragen fähig sind. Nun klopfte es auch an unserer Tür, und gleich darauf huschte eine funkeläugige Hexe herein und trat plappernd auf die Mutter zu. „Ei, gute Frau, schöne Frua, bin ich Bote des Glücks, bring' ich Glück für Ehestand, Glück für Vieh und Feld, Glück für alle Zeit bis an Tod bei hundert Jahr'. Kann ich lesen aus Linien der Hand, wie Buchstaben stehen im Buche, was der Gott der Welt darin hat aufgezeichnet für alle Zeit bis an Tod bei hundert Jahr'." Dann ergriff sie der Mutter Hand, drehte die Innenfläche nach oben und — — zuckte erschreckend zusammen, trat einen halben Schritt zurück, sah starr bald auf die offene Hand, bald der Mutter in die Augen, schüttelte den Kopf und platzte endlich heraus: „Hab ich noch mein Lebtag nicht gesehen solche Hand! Hab' ich in meiner Hand gehalten viel tausend Händ' und aus ihren Linien verkündet viel Geld und Glück; aber keine Linien in der Hand, das seh' ich erstesmal heut'. Ist eine Hand ohne Glückslinien darin! Ist eine Hand wie Sohlen am Schuh!"

Da zog die Mutter die Hand zurück, hob sie ein wenig und sagte: „Das ist eine Arbeitshand, Frau, gleich ihrer Schwester hier zur Linken. Dieses Schwesternpaar hat von klein auf gearbeitet, Sommers und Winters, Tag für Tag und oft die halbe Nacht und zuweilen auch die ganze. Darum habe ich an den Händen Sohlen, Arbeitssohlen, Frau. In diesen harten Arbeitssohlen liegen die Glückslinien tief eingebettet. Es bedurfte ihrer nicht mehr, der Glückslinien; denn sie haben sich in lauter Glück verwandelt, in lauter Arbeitssegen. Seht, Frau, unser Vater und ich waren arm, als wir beide miteinander anfingen, arm an Geld und Gut, aber reich an Arbeitskraft und Arbeitslust. Da haben wir an stillen Abenden oft nebeneinander gesessen und in unsere Hände gestarrt, als ob wir aus ihren Linien unsere Zukunft lesen könnten. Und was haben uns die Linien geweissagt? Sie haben uns lautlos, aber wohl vernehmbar, zugerufen: ‚Arbeitet! Arbeitet immerfort ohne zu ermüden, bis wir verschwinden, bis ihr nichts mehr von uns seht! Dann werden wir Glücklinien uns in eitel Glück und Segen verwandeln.' Und das haben wir getan, mein Mann und ich; ein ganzes Menschenleben lang haben wir gearbeitet, und die Linien haben sich unserem Glücke zum Opfer gebracht. So ist es gekommen, daß wir den fünf Kindern, die der Himmel uns von acht gelassen hat, ein gesichertes und wohliges Heim bereiten konnten. So ist es gekommen, daß unser Ältester auf geachtetem Posten sein Brot verdient, der Zweite an unsere Stelle treten, der Dritte in nächster Zeit in ein Baurengut einheiraten, der Vierte auf höherer Schule auch ein wackerer Mann werden wird und unser Blondzopf hier alle Gewähr bietet, einmal eine tüchtige Bauersfrau zu sein. Und alle fünf werden Glücks genug haben und Freude am Leben, da sie

Die fünf Vaterunser im Säcklein

von Oskar Klein

Hat dermaleinst ein armer Mann gelebt, eine Frau und der Kindlein viele gehabt, aber nichts zu brechen und zu beißen, und hat die Frau ihm eines Tages gesagt: „Lieber Hauswirt, geh'n doch so viele Leute in die Stadt, um allerorten etwas zu verkaufen. Siehe wir haben nit Atzung für unsere Kinder; also mache dich auf, gehe in das Städtlein, verkaufe dort einiges und mehr, und von dem Erlöse kaufe uns Brot, auf daß wir mit den Kleinen zu leben haben und nit verhungern."

Sprach der Mann: „Will ein solches wohl tun, aber sag mir erst, was ich sollte verkaufen. Denn wir haben nichts, was nur ein Kreuzerlein wert ist."

Hat aber die Frau ein alt Säcklein genommen, so an der Wand hing, und dabei gesprochen: „Sieh, Lieber, dies Säcklein; ich will dir fünf Vaterunser hineinbeten, hernach mache dich auf damit, sie zum Markt zu tragen; leicht findet sich ein Käufer dafür."

Des war der Mann zufrieden, und als seine Hausfrau die fünf Vaterunser in das Säcklein hineingebetet hatte, nahm er selbiges, ging auf den Markt und bot das Säcklein feil. So aber Käufer kamen, ihn zu fragen, was er darin habe, also sprach er: „Fünf Vaterunser sind in dies Säcklein hineingebetet, und für fünf Kreuzer sind sie mir feil." Wollte aber keiner das Säcklein kaufen, lachten und verhöhnten ihn also, daß er betrübt dastand.

Siehe, da kamen der Metzger zween oder dreie hinzu; solche hatten gehört von dem närrischen Manne, so fünf Vaterunser feil hatte, und wollten sich einen Spaß mit ihm machen. Sprachen zu ihm: „Hör an, Gesell, wir wollen dir für die fünf Vaterunser so viel Fleisch geben, als sie aufwiegen; bist du es zufrieden?" Und da der Mann ja sagte, so legten sie das Säcklein auf eine Wage und erhofften sich einen guten Spaß damit, maßen das Säcklein doch leer war und nichts wiegen könne, sie also ihr Fleisch solchergestalt behalten würden.

Da sie aber etliches Fleisch herbeibrachten und mit auf die Wage legten, siehe, da war das Säcklein so schwer, daß es das Fleisch in die Höhe schnellte, und so viel sie auch davon herbeibrachten und darauflegten, immer blieb das Säcklein schwerer, und denn alles Fleisch auf dem Markte. Da spradie Metzger untereinander: „Wir haben alles Fleisch auf die Wagschale gelegt, und nun ist es verloren. Also wollen wir es von dem Manne lösen mit zehn Goldgulden oder mehr, daß er es uns wieder lasse." Da sie dem Armen aber das Geld boten, nahm er es und zog damit heim, brachte auch das Säcklein wieder zurück zu den Seinen, sprechend: „Des Herrn Wort wiegt schwerer denn alle Güter der Erde!"

Verdiene dein Geschick, sei dankbar und bescheiden,
Und fürchte nicht den Blick von denen, die's beneiden.

---

uns, ihren Eltern, das Arbeiten abgeguckt und abgelernt haben. Und das alles haben wir unseren linienlosen, sohlenharten Arbeitshänden zu danken. Seht, nun bin ich selber aus den Händen prophezeit, wenn auch nicht aus ihren Glückslinien, so doch aus ihren Glückssohlen. Und ich glaube, Frau, meine Weissagungen treffen eher ein als Eure, da der Herrgott, bei dem es liegt, Menschenhoffen zu erfüllen oder zunichte zu machen, wenig auf die plappernden Mäuler, aber genau auf die schaffenden Hände achtet. So, nun wißt Ihr, wie ich's meine! Hier habt Ihr zwei Eier für Euern guten Willen! Nun geht!"

Die Alte knixte dankend und wischte, verschämt die Augen niederschlagend, zur Tür hinaus.

* * *

Des reichen Mannes Herz,
das keine Großmut fasset,
Ist ein verrostet Schloß,
darein kein Schlüssel passet.

Fr. Rückert

* * *

Man muß lernen, mit seinem Schmerz zu leben, ihn durchs Leben hindurchzutragen. So ehrt man die Toten schön und bleibend.

H. Jacobi

Erntedankfeier

Wir lesen im „St. Martinsbote“ von einer wunderschönen, echt christlichen Erntedankfeier:

Unsere Träger der Gaben vom Feld, Garten und Weinberg zogen mit dem Lied: „Lobt froh den Herrn“, vom Priester begleitet, in die Kirche. Als Introitus (Eingang) sang der Chor im Sinne der Feier: „Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land . . .“

Beim Glöckchenzeichen zur Opferung sprachen die Gabenträger im Chor: „Die Ernte ist um, die Scheune voll, ein jeder Mensch Gott danken soll, zuerst der Bauer mit Herz und Hand und alle Leut in Stadt und Land. Gott ist's der alles uns geschenkt, Er ist's der unser Leben lenkt, die Ernt' ist um, die Scheune voll, drum jeder Mensche Gott danken soll.“ Darnach traten die Gabenträger vor und legten mit sinngemäßen Sprüchen ihre Gaben auf den Opfertisch. Die Kornähren- und Brotträger sagten: „Der Sonne Gold hab'n wir getrunken, durch Schnitter sind wir hingesunken, zur ersten Frucht uns machte Gott, durch uns habt ihr das täglich Brot, drum schauet voller Dank empor und preiset Gott im vollen Chor.“ Die Weizenähren- und Hostienträger: „Der Weizen ist gar hochgeehrt, aus seinem Mehl – o alle hört – wird Christi Leib im Sakrament uns zubereitet und geschenkt, drum schauet voller Dank empor und preiset Gott im vollen Chor!“ Die Hafer- und Gerstenträger: „Damit das Vieh sein Nahrung hätt, der Mensch geselligen Trunk auch hätt, hat Gott uns Hafer, Gerst' erschaffen, dankt Ihm, wollt nie im Dank erschlaffen, und schauet voller Dank empor und preiset Gott im vollen Chor!“ Die Erdäpfel: „Wir reiften in der Erde Schoß, der ‚Armen Brot‘ nennt man uns bloß, doch fehlten wir – groß wär die Not, drum preiset für diese Gab' auch Gott, und schauet voller Dank empor und preiset Gott im vollen Chor!“ Die Trauben- und Weinträger: „Als köstlich Frucht bin ich bekannt, mein Saft euch spendet edlen Trank, drum schauet voller Dank empor und preiset Gott im vollen Chor!“ Die Obst- und Blumenträger: „In Sonnenglut sind wir gereift, nach uns ein jeder gerne greift, vom schönen Garten Paradies, euch Gott noch dieses übrig ließ, drum schauet voller Dank empor und preiset Gott im vollen Chor!“ Alle auf den Erntekranz hinzeigend, sprachen: „Vom Feld und Garten und Weinberg sei dieser Kranz beschert, als Zeichen unsrer Dankbarkeit und Bitte: Herrgott, bleib uns hilfsbereit!“ Zuletzt traten noch die Samenträger herbei und sagten: „Nun lasse Deinen Segen kommen aufs neue Saatkorn hier, wenn Du's in Deine Hut genommen, ist es gesegnet für und für, dann wird uns neue Ernte werden, wenn wieder Sommer ist auf Erden.“



Hernach erhob sich das ganze Kirchenvolk zum Opfergang und legte sein Caritasopfer auf den Altar, wobei als Opfertorium, der Dankfeier entsprechend, das Lob- und Danklied des Volkes: „Großer Gott, wir loben Dich“ gesungen wurde. Nach dem Opfergang entnahm der Priester die entsprechende Materie vom Opfertisch für das Meßopfer, um es dem Herrn darzubringen. Nach der Priesterkommunion traten die Gabenträger und alle, die vorbereitet waren, zum Tisch des Herrn, um für Menschengabe Gottesgabe als Himmelsbrot in heiliger Kommunion zu empfangen. Mit dem Segen des Heilandes in der Brotgestalt schloß die Erntedankfeier.

* * *

Gewohnheit ist so stark,
daß selber die Natur
Zu tun scheint, was sie tut,
oft aus Gewohnheit nur.

Fr. Rückert

Noch gilt: „Raum für alle hat die Erde."

Seitdem der englische Geistliche und spätere Geschichtslehrer Thomas Robert Mathus 1798 sein berühmtes Buch „Essay on the principle of population" geschrieben hatte, in dem er den Nachweis zu erbringen versuchte, daß die Bevölkerung der Erde sich schneller vermehre als die vorhandenen Nahrungsquellen (er fordert spätes Heiraten und Enthaltsamkeit, wenn der Lebensunterhalt für die Kinder nicht gesichert ist) schlief der Streit um diese Frage nicht mehr ein. Wellenbewegungen vergleichbar, haben Wissenschaftler und Praktiker in den seitdem vergangenen 150 Jahren einmal gefürchtet, daß die Menschheit eines Tages nicht mehr genügend zu Essen haben würde, und zu andern Zeiten, daß die vorhandenen Nahrungsmittel nicht abzusetzen seien.

Zu diesem interessanten Thema nahm der seit 15 Jahren in Amerika lebende und an der Stanford University in Kalifornien lehrende bekannte Agrarpolitiker Prof. Dr. Brandt vor dem Übersee-Club in Hamburg Stellung: Bei einer (geschätzten) Weltbevölkerung von 2,3 Mrd. Menschen könne mit einer jährlichen Zuwachsrate von 1 v. H. d.i. 23 Mill. gerechnet werden, so daß also 1980 die Bevölkerung der Welt 3 Mrd. erreicht haben wird. Prof. Brandt sieht jedoch in diesem Umstand keinen Grund zur Beunruhigung, im Gegenteil: Geist und Technik des Menschen werden immer wieder in der Lage sein, die wachsende Bevölkerung der Erde zu ernähren. Er verwies dabei auf die Produktionssteigerung durch Erweiterung der Anbaufläche und intensivere Bearbeitung in der Vergangenheit. Bisher sind, so sagte Prof. Brandt, erst 7 v. H. der Landoberfläche der Erde landwirtschaftlich genutzt, die Tiere verwerten nur 10 v. H. der Energie des ihnen gebotenen Futters und nur 5. v. H. der Sonnenenergie werden genutzt. Bei dem derzeitigen Stand der Technik könnte viermal mehr Boden bearbeitet werden, als es gegenwärtig der Fall sei. Statt einer Geburtenkontrolle in übervölkerten Gebieten, wie Indien und China, schlägt Brandt vor, diesen Völkern intensive Bodenbearbeitung zu lehren. C. v. S.

Welche Würde trägt ein Kind!
Sprach das Wort doch selbst die Worte:
„Die nicht wie die Kinder sind,
Gehn nicht ein zur Himmelspforte."
Welche Würde trägt ein Kind!
Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden

O wie heilig ist ein Kind!
Nach dem Wort von Gottes Sohne
Alle Kinder Engel sind
Wachend vor des Vaters Throne.
O wie heilig ist ein Kind!
Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden

Welch Geheimnis ist ein Kind!
Gott ist auch ein Kind gewesen;
Weil wir Kinder Gottes sind,
Kam ein Kind, uns zu erlösen.
Welch Geheimnis ist ein Kind!
Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden

Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl



Fortsetzung

Der Sigreit schwor und leugnete in einemfort, bis ihm der Gendarm Schweigen gebot. Hierauf unternahm der Wachtmeister mit dem Vorsteher eine Hausdurchsuchung. Nach langem Stöbern und Suchen fanden sie zuhinterst in einem Kasten zwischen den Blättern eines alten Kalenders eine Hunderterbanknote mit einem großen Weinmal. Als man dem Sigreit dieses Beweisstück vorhielt, leugnete er noch frecher und erging sich sogar in Drohungen gegen den Wachtmeister. Dieser machte aber kurzen Prozeß und ließ ihn krumm schließen. Dann wurde noch die Brechlgrube hinter der Angermühle aufgesucht, wo richtig die Brieftasche des Lenzl zum Vorschein kam, neben anderen Sachen, die unzweifelhaft auf den Reimann hinwiesen. Als es vom Kirchenturm zwölf Uhr läutete, wurden die zwei Delinquenten, die sich gegenseitig immerfort beschimpften, unter großem Volksauflauf zum Tal hinausgeführt.

Acht Tage später fand beim Bezirksgericht die erste Vernehmung statt, wozu das Lenzl und seine Zechgenossen beim Straßenwirt, der Wirt und die Wirtin, aber auch der Zyper, die Ploni und Agnes, sowie eine Reihe anderer Personen als Zeugen vorgeladen waren. Der Reimann gestand alles ein, nur bestritt er eine Gewalttat gegen das Lenzl verübt zu haben. Dem Lenzenmannl wurde es schwer, unter Eid den Raubanfall zu behaupten, und schließlich gab es die Möglichkeit zu, daß es durch einen unglücklichen Sturz vom Bewußtsein gekommen sei. Da der Sigreit hartnäckig leugnete, mußte der Zyper aufstehen. Er gab eine so bestimmte, klare und zusammenhängende Darstellung seiner Beobachtungen, daß die Richter über das Talent und die Findigkeit des Zwerges erstaunten. Den zwei Angeklagten gingen die Augen weit auf; jetzt wurde ihnen ganz klar, daß der Zyper die Sache an den Tag gebracht hatte. Der Reimann schaute ihn vorwurfsvoll an, der Sigreit durchbohrte ihn förmlich mit seinen haßerfüllten Blicken und versuchte ihn immer wieder in den Verdacht der Mitschuld hineinzuziehen. Doch half ihm alles nichts. Seine eigene große Schuld, die schwere Hehlerei und die grausame Heiratserpressung wuchsen ihm hoch über den Kopf. Durch Agnesens Zeugnis wurde er vollends überwiesen. Zwar hatte das Mädchen als Tochter einer der Angeklagten sich der Aussage entschlagen wollen, aber der Vater selbst drängte „Agnes, red, sag alles. Mir kannst du nicht schaden, sondern bloß nützen, und der Schuft da verdient's, daß er ordentlich hineinsitzt."

Da überwand das Mädchen die Scham und erzählte aufrichtig und ausführlich, was zwischen ihr und dem Vater, aber auch was zwischen ihr und dem Sigreit vorgegangen war. Sie verschwieg auch nicht, daß sie dem Lenzl durch den Kapuzinerpater das Geld zurückgestellt und den fehlenden Hunderter mit ihren eigenen Ersparnissen ergänzt habe. Während sie im leisesten Flüstertone und zaghaft sprach, drängten sich die Männer dicht um sie und es entstand große Bewegung. Nach Einvernahme der anderen schloß der Richter die Verhandlung, indem er erklärte, der Fall wäre hinreichend auseinandergesetzt, aber er sei nicht maßgebend, ein Urteil zu fällen, sondern er müsse die ganze Sache an das Schwurgericht leiten. Weinend nahm Agnes vom Vater Abschied. Eine bange Ahnung drückte auf ihr Herz, daß der Vater nie mehr heimkehren werde.

Abegesondert wanderten der Zyper, die Ploni und Agnes nach Hause. Das Mädchen und der Zwerg trafen am Abend daheim in der Stube al-

lein zusammen.

„Du bist ein Angeber, ein Judas, pfui!“ zischte ihm das Mädchen ins Gesicht.

Er fuhr jäh zusammen, doch sagte er scheinbar kühl: „Agnesl, da tust du mir unrecht. Wenn ich ein Judas wär, hätt ich einen Lohn für meine Mühe, aber ich hab nichts dafür, als daß du mich feindselig behandelst und daß ich selber in die Keuche steigen muß. Aber es ist gleich. Für mich hab ich's nicht getan; es freut mich, daß ich dir einen Dienst erwiesen hab.“

„Dank schön für einen sochen Dienst. Meinen Vater hast du ins Gefängnis getrieben und mich hast du in die größte Schand gebracht.“

„Im Gegenteil, gnädige Basl. Dich hab ich von der Schand errettet. Du stehst jetzt höher in Ehren als früher und kannst wieder glücklich werden.

„So, so, verspotten tust du mich auch noch! Jetzt kenn ich dich ganz.“

„Ich verspotte dich keineswegs, sondern will nur sagen, daß nichts mehr zwischen dir und dem Talmar steht.“

„Red keine Silbe davon! Du kennst den Talmar schlecht, wenn du glaubst, er mag noch eine Braut, die ihren Vater im — . . .Nein, der Talmar ist ein Hoher, und dem geht die Ehre über alles.“

„Du machst ihm keine Unehr. Er kann weit gehen, bis er ein Mädchen findet, das sich so brav und tapfer gehalten hat wie du.“

„Sei still, ich brauch keine Schmeicheleien mehr. Du hast mich in die Schande hineingeritten und jetzt ist alles aus. Wenn heute der Talmar kommen und um mich anhalten tät, ich mag ihn nimmer, ich mag ihn nimmer. Wirst sehen, was noch geschieht, und du hast die Schuld.“

Der Zyper schwieg eine Zeitlang, dann sagte er wieder in seiner leichten Art:

„Agnes, das begreife ich nicht mit meinem viereckigen, dummen Grint, warum du den Talmar jetzt verschmähen willst.“

„Du verstehst nicht, was Ehre ist, und hast auch selber keine Ehre“, stieß sie schroff hervor; „jetzt muß sich der Talmar sein Lebtag schämen wegen mir und das hast du gemacht.“

„Wär's besser, du hättest den Sigreit geheiratet?“

„Ja. Dann wär' die Schande mindestens nicht aufgekommen.“

„Aber Basl, auf dir liegt ja kein Schatten von einer Unehr. Du stehst so blitzblank und rein da wie ein frisch geputztes Silbergeschirr.“

„Hör auf mit deinen Dummheiten. Du hast mir das Ärgste angetan, und das vergess' ich dir nie mehr.“

„Dann hätt ich also die Pfanne auf den Kopf gestellt und die Suppe gründlich verschüttet?“

„Von meinem ärgsten Feind hätt ich nichts Schlimmeres erwartet. Du bist mir jetzt noch widerwärtiger als der Sigreit.“

Er fuhr zusammen wie ein angeschossenes Huhn und in seinen Zügen malte sich tiefer Schmerz.

„Agnesl, ich hab's doch aus reiner Liebe getan — heißt das, aus purer Freundschoft“, sagte er in wehem Tone.

„Behalt deine Freundschaft für dich“, gab sie bitter zurück, „ich mag dich nimmer anschauen.“

Mit diesen Worten eilte sie zornig davon und ließ sich nicht mehr blicken. Die folgende Nacht war für den Zyper eine der qualvollsten seines Lebens. Kein Auge voll konnte er schlafen und er stöhnte immer fort wie eine ungeschmierte Tür, die vom Winde hin und hergerissen wird. Ein paarmal redete er halblaut mit sich selber.

„Ich hab's gewußt, ich hab's gewußt“, ächzte er, „daß sie mir's furchtbar übel nehmen wird; aber wie einen Hund sollte sie mich doch nicht behandeln ... Haha, Zyper, du bist auch ein dummer Hund und wedelst und winselst um ein bißchen Gunst. So ein borstiger Mops, so ein häßlicher Köter hat keine Lieb bei den Menschen zu suchen und sollte auf und davon laufen ... Nein, das geht erst nicht. Was ein richtiger Hund ist, der muß bleiben und seinem Herrn dienen, wenn er auch hundertmal gescholten wird ... Agnesl, ich bleib da, magst du mich auch über alle Berge wünschen. Du brauchst mir kein freudliches Wort zu geben, du brauchst mich mit keinem Auge anzuschauen, aber noch hast du mich nötig wie deine rechte Hand und solange kein anderer für dich sorgt, bleib ich.“

Er sann hin und her, dann flüsterte er wieder:

„Lieb hätt ich eh' keine zu erwarten gehabt, aber ein bißchen Freundschaft . . .Gleich ist's, betteln um die Freundschaft tu ich nicht. — Ich will ihr alles Gute antun, wenn ich auch keinen Dank hab.“

Mit diesem Vorsatz stand er auf und ging zur Arbeit, als ob nichts vorgefallen wäre. Agnes half bei der Arbeit, aber sie redeten keine Silbe, außer dem was notwendig war.

Am Sonntag besuchte Agnes den Gottesdienst im Nachbardorf, weil sie sich schämte, in die Heimatskirche zu gehen. Sie glaubte nämlich, aus aller Augen ihre Schande herauslesen zu müssen.

Doch hätte sie keine Angst zu haben gebraucht, die Stimmung in Planeigen hatte vollkommen zu ihren Gunsten umgeschlagen. Wohl sprachen die Leute auf allen Kirchenwegen und auf der Gasse über sie, aber sie wußten nur Lobendes von ihr hervorzuheben. Die Männer, die an der Gerichtsverhandlung teilgenommen hatten, rühmten ihre Ehrlichkeit, daß sie den Vater zur Rückerstattung des Geldes gezwungen und selbst ihre sauer verdienten Groschen zugesetzt hätte, noch mehr priesen sie die Tapferkeit und Kindesliebe des Mädchens, das sich für ihren Vater so großmütig opfern wollte. Es wurde jetzt auch allgemein bekannt, daß Agnes einer glänzenden Heirat entsagt hatte, um ihren Vater vor der Schande zu retten. Man habe dem Mädchen viel Unrecht getan, hieß es, und diesmal sei der Apfel wirklich klafterweit vom Stamm gefallen. Von den Dorfburschen wurde Agnes so sehr herausgestrichen, daß den andern Mädchen der blasse Neid ins Gesicht stieg. Viele Frauen wischten sich Tränen aus den Augen, weil sie ob dem harten Geschick der Reimannstochter heißes Mitleid empfanden.

Nachmittags beim Ochsenwirt war das Lenzen-Mannl in großer Bedrängnis. Es wurde von den Zechfreunden immer dringender gemahnt, seinem Versprechen nachzukommen und jenem Menschen, der ihm das geraubte Geld wieder zurückgebracht hab, das sei die Reimann Agnes, die fünfhundert Gulden Belohnung auszahlen. Das Lenzl gebrauchte allerhand Ausreden, dabei zahnte und fauchte es wie ein Kater, der vorn bei den Ohren gehalten und rückwärts in den Schwanz gezwickt wird. Mit einem Male schrie der Weber-Sepp über den Tich:

„Wenn das Lenzl nicht soviel Geld in seinem Besitz hat, so leih ich's ihm auf ein Jahr zu zwei Prozent."

Pumps — krachte die linke Hand des Männleins auf den Tisch nieder, während die rechte blitzschnell in die Rocktasche hineinfuhr.

„Fünfhundert Gulden bringt das Lenzl in einem Jahr nicht auf, außer er nimmt das Weibergeld," schie der Lettenhofer vom Winkel her; „aber das Reimann-Madl darf nicht zu Schaden kommen. Ich schlage vor, daß wir eine milde Sammlung anstellen, damit das Lenzl der Agnes den versprochenen Finderlohn einhändigen kann. Ich gebe zehn Gulden. Wer gibt noch etwas?"

„Ich geb auch zehn — ich auch — ich auch — — — — Ich geb zwanzig für das Lenzl — ich schenk ihm dreißig!..." so schrien viele Stimmen durcheinander.

Platsch — plumps — schlug das Lenzl mit der Brieftasche in der Rechten und zugleich mit der linken Faust auf den Tisch. Es rollte fürchterlich die Augen, runzelte die Stirn und fraß den buschigen Schnauzbart wütend in den Mund hinein. Noch einmal pumps, pumps — dann lärmte es:

„Hollunder und Hollerstauden! Ich laß mir von keinem Suppenburger und keinem Geißbauern etwas leihen oder schenken. Da sind Maxen, da sind Flecke! Und damit mir keiner was nachsagen kann, geh ich jetzt stantepedi ins Reimannhaus und zahl dem Madl, was ihm zukommt."

„Fünfhundert Gulden mußt du ihm zahlen! — Fünfhundert Gulden hast du versprochen! — — Und Zeugen müssen mit, damit der Spielhofer keinen Lumpen machen kann," riefen wieder mehrere Stimmen.

„Meinetwegen geht die ganze Gemeinde mit — je mehr desto lieber." schrie das Lenzl; „der Spielhofer hat noch nie einen Lumpen gemacht."

Und breitspurig stapfte das Männlein hinaus. Mit ihm gingen der Weber Sepp, der Lettenhofer und der Schmiden Naz als Begleitung.

Beim Reimann saß Agnes traurig und allein in der Stube, als die vier Männer wie Kugel und Kegel zur Türe hineinrumpelten.

„Um Gotteswillen, was soll denn wieder sein?" rief das Mädchen erschrocken.

„Du brauchst keine Angst zu haben, Madl," sagte freundlich der Lettenhofer, „wir kommen nicht als Klaubauf, sondern als Niklas mit einem Haufen Geld."

„Ja, ja, ja," pustete das Lenzl, „der Spielhofer ist alleweil ein nobler gewesen und er weiß, was sich gehört. Du hast mir mein Geld zurückstellen lassen, Reimannmadl, und dafür kriegst du jetzt einen Lohn."

Agnes wurde rot wie eine Osterkugel und stotterte:

„Lenzenbauer, das Geld – das Geld gehört Euch; es ist unrechter Weise fortgekommen, und es war meine Pflicht, Euch wieder zu Eurem Eigentum zu verhelfen – da braucht's keinen Lohn."

„Es ist einmal ein Geld wie ein gefundenes Fressen", sprudelte das Lenzel, „und ohne dich hätt ich bis zum jüngsten Tag vor dem Frühstück darauf warten mögen, wenn da noch ein roter Pfennig vorhanden gewesen wär. Der Spitzbub hätt mir's nicht zurückgegeben. Brauchst nicht rot zu werden,

du kannst nicht helfen für deinen Vater, bist ein ganz anderes Holz wie er. Ehrlichkeit muß belohnt werden. Sag bist du zufrieden, wenn ich dir zweihundert Gulden Finderlohn, oder heißen wir's Prämie, auszahl?"

„Ich hab nichts verdient und mag kein Geld," erklärte Agnes.

„Hoho," schrie der Weber Sepp dazwischen, „hier wird nicht gemakelt und gepakelt wie auf dem Fetzenmarkt. Fünfhundert Gulden hast du ausgesprochen, Lenzl."

„Sagen wir dreihundert Gulden – das ist eine schöne Prämie," räusperte das Lenzenmannl.

„Behaltet Euer Geld, ich mag keinen Kreuzer", sagte Agnes wieder.

Dadurch ermutigt, trumpfte das Lenzl auf:

„Reimannmadl, glaubst du etwa, ich lass mich von dir in den Winkel stellen wie eine alte Hacke? Jetzt tu ich's nicht mehr unter fünfhundert Gulden, die mußt du nehmen, sonst bin ich beleidigt."

Er warf die Brieftasche klatschend auf den Tisch heraus.

„Ich bin auch beleidigt, daß Ihr mir so was anbietet", ließ sich Agnes vernehmen.

„Ehrlichkeit verdient einen Lohn."

„Ich bin immer ehrlich gewesen, und für das, was meine Pflicht ist, lass' ich mich nicht bezahlen."

„Aber ich geb dir's ja gern. Mach mich nicht zu Schanden vor den Leuten da."

„Das Gleiche sag ich. Meine Ehre ist so viel wert als die Eure."

„Hollunder und Hollerstauden, du bist ein stolzes Madl!"

„Stolz bin ich nicht, aber eine Ehre will ich haben."

„Agnes, mach keine Dummheiten und nimm's," mahnte der Schmiden Naz; „so reich bist du nicht, daß fünfhundert Gulden für dich ein Pappenstiel wären."

„Ich müßt mich schämen mein Lebtag, wenn ich's anrühren tät," beharrte das Mädchen.

„Bahbah, es ist ein ehrliches Geld, steck es ein," drängte der Weber Sepp; „du kannst es noch einmal gut brauchen."

„Brauchen könnt ich es ja; aber lieber geh ich betteln, als so ein Geld anzunehmen, vor dem ich allaweil rot werden müßt."

„Also du willst's unter keinen Umständen?" fragte das Lenzl mit einem heiteren Aufblick.

„Nein Lenzenbauer. Bitt schön, laßt mich in Frieden und redet nicht mehr von der Sach."

„Agnes, Agnes, was bist denn du für eine!" tat der Lettenhofer verwundert; „gescheit ist's nicht, was du machst, aber schön ist's."

„Ja, ja, in ganz Planeigen und darüber hinaus kann man suchen und man findet keine zweite wie die Reimann Agnes", sprudelte das Lenzl; „Madl, daß du eine Brave und eine Tapfere bist, hab ich schon bei der Gerichtsverhandlung gesehen; aber du hast auch einen Charakter, das ist das Richtige beim Menschen, das ist der König unter den Manneln, das ist die Aß unter den Trümpfen, Madl, vor dir muß man einen Respeckt haben."

„Aber die Leute schauen mich krumm an und heißen mich die Schelmdirn", sagte Agnes düster.

„Kein Mensch nennt dich mehr so", rief der Schmieden Naz. „Hättest g'rad hören sollen, was die Leute heut von dir geredet haben, es hätten dir die Ohren geklungen vor lauter gut stimmen. Überall hat man dich gelobt und herausgestrichen."

„Was du für deinen Vater hast tun wollen, tät kein anderes Madl in ganz Planeigen", sprach der Lettenhofer.

„Und keine andere tät ihre hartersparten Kreuzer weggeben, um ein fremdes Unrecht gut zu machen", erklärte der Weber Sepp.

„Und ein geschenktes Geld abweisen", fiel das Lenzl ein. „Du, du, man könnt g'rad stolz sein auf dich, und ich tät mir was einbilden, wenn du meine Tochter wärest; denn du hast einen Charakter. Weißt du, was ich tu? De Vormundschaft, die ich da auf eurem Hof hab, leg ich nieder und lasse dich volljährig erklären. So eine wie du kann schon selber hausen. Und wenn du etwas brauchst, kommst du zu mir. Und wenn dich jemand krumm anschaut, sagst du's mir, dann hau ich ihm eins um den Grint, daß ihm die Augen bis Amerika hinüberfliegen."

„Und jetzt trampen wir hinauf zum Wirt und erzählen, wie es uns da gegangen ist. Dann, Madl, werden dir noch einmal die Ohren singen, daß du meinst, es läuten alle Glocken zusammen, hahaha", lachte der Weber Sepp.

„Behüt dich Gott, Agnes", sagte der Lettenhofer, „und laß dir die Sach wegen deinem Vater nicht allzustark ins Herz wachsen. Es kommen schon wieder bessere Zeiten. So einem braven Madl kann's nicht alleweil schlecht gehen."

Die vier Männer rumpelten wieder zur Tür hinaus und ließen das Mädchen wie aus den Wolken gefallen zurück. Den ganzen Abend hatte Agnes einen völligen Sturm im Herzen, nirgends ließ

es ihr eine Ruhe, sie wußte nicht, sollte sie weinen oder lachen. Und schon in den nächsten Tagen merkte sie augenscheinlich, daß der Wind richtig umgeschlagen hatte. Die Leute kamen ihr freundlich entgegen, redeten viel mit ihr, gaben ihr tröstliche Worte und boten ihr alle möglichen Dienste an. Das tat dem Mädchen wohl bis in den innersten Herzenswinkel, und doch wurde es von Tag zu Tag trauriger.

Zehntes Kapitel

Was ein Zigeuner für Neuigkeiten bringt.

Albert, der Mar im Tal, war nach dem kleinen Frauentag auf die Alpe Valvariz gezogen und gedachte den ganzen Monat September droben zu bleiben. Er wollte selbst das Galtvieh hüten, nachdem er den Hirten nach Hause geschickt hatte. Da oben hoffte er wieder Ruhe und Heilung seines grausamen inneren Wehes zu finden. Mindestens entging er den neugierigen Blicken, die an seiner Qual sich zu weiden schienen. Er hatte in den letzten drei Wochen Schweres durchgemacht. Am Dienstag nach dem Hohen Frauentag war er von seiner Reise in vogelfroher, glücklicher Stimmung heimgekommen und hatte verschiedene Andeutungen fallen lassen, aus denen seine Hausgenossen ahnen konnten, daß Agnes bald als junge Bäuerin aufrücken werde. Sehnsüchtg wartete er auf das Mädchen, und er schaute sich jeden Abend fast die Augen heraus, weil er glaubte, es müsse kommen.

Aber statt der Agnes erschien am Samstag ihr Brief. Der schlug all sein Glück wie ein eisklirrendes Hagelwetter in Grund und Boden hinein. Was war denn um Gotteswillen geschehen? War er oder war das Mädchen närrisch geworden? Plötzlich ging ihm ein Licht auf. Jedenfalls hatte Agnes schon früher in der Heimat eine Verbindung gehabt, und die zog sie ihm jetzt vor. Nicht anders war es zu erklären, daß sie nie über ihre früheren Verhältnisse etwas erzählt und ihm nie ein rechtes Vertrauen geschenkt hatte. In seiner Liebe und Eitelkeit gekränkt, schrieb er den frostigen Brief an Agnes und schickte ihr das Geld. Als Antwort von ihr kamen ein paar kurze, geschäftsmäßige Zeilen und dreihundertfünfzig Gulden rücklaufend als Bezahlung der empfangenen Geschenke. Jetzt war es ihm klar, sie wollte nichts mehr von ihm wissen und nichts mehr von ihm haben, und das kränkte ihn fast noch viel mehr als der erste Brief.

Aber der härteste Schlag traf ihn eine Woche später am Sonntag. Da wurde Agnes in der Pfarrkirche zu Niklasen als Hochzeiterin mit einem andern verkündet. Der Pfarrer von Planeigen hatte nämlich den Verkündzettel am Dinstag nach Niklasen geschickt und am Freitag abends die Nachricht, daß das Aufgebot wieder eingestellt sei. Aber der zweite Brief kam zu spät an und so erfolgte in Niklasen die Verkündigung. Als Agnesens Name von der Kanzel verlesen wurde, tanzte dem Mar im Tal die ganze Kirche wie ein Ringelspiel vor den Augen herum. So schnell konnte ihn Agnes vergessen? Aus den Augen, aus dem Sinn! — Das hatte er mit seiner großen Liebe nicht verdient, daß sie ihn förmlich wegwarf. Aber Mädchen sind flatterhaft und wankelmütig wie das Wetter. Auf Agnes hätte er Häuser gebaut; wenn sie nicht fester war, dann war kein Mädchen etwas wert und er wollt überhaupt nicht mehr heiraten.

Nach dem Gottesdienst gab es ein hundertfaches Fragen, ein Tuscheln und Kichern, zu Hause ein peinliches Anstarren, daß den jungen Bauer förmlich die Haut juckte. Er floh etliche Tage später auf die Alm; aber auch dort fand er keine Ruhe. So oft er an einem Plätzchen vorbei kam, wo er mit Agnes beisammen gewesen war, gab es ihm einen Stich ins Herz. – Nein, sie hatte ihn nie geliebt, sondern bloß ihr Spiel mit ihm getrieben! – Warum hatte sie aber dann ihr Leben für ihn eingesetzt und war ihm in die Felsen nachgestiegen? Wenn er jetzt daran dachte, wünschte er fast, daß er damals zu Tode gefallen wäre. —

Am folgenden Sonntag wurde die Hochzeit nicht mehr verkündet, und man erzählte sich, der Handel sei auseinandergegangen. Jetzt wurde der Talmar noch unruhiger. Aber es half ja doch nichts mehr; zwischen ihm und Agnes war alles aus. Mit einem Mädchen, das ihn so schnöde verlassen und sein Herz in den Kot getreten hatte, gab es keine Anknüpfung mehr, das war er seiner Ehre schuldig. Er wollte die Treulose vergessen, gar nicht mehr an sie denken. Doch je stärker er diesen Vorsatz faßte, desto mehr dachte er an Agnes. Sie nahm all sein Sinnen in Anspruch. Bei Tag grübelte er über ihr Verhalten nach, bei Nacht träumte er von ihr, und da wurde ihr Bild immer schöner und reizender. Oft zog er die goldene Medaille, die sie ihm geschenkt hatte, hervor und küßte sie zärtlich. Dann stöhnte er wieder: „Nein, es hilft nichts, es ist alles aus und fertig. Wenn sie wollte, ich will nimmer, nimmer!"

So vergingen abermals zwei Wochen. Da saß er eines Mittags hinter einem Zirmbusch nahe bei der Sennhütte. Mit einem Mal tauchte eine sonderbare Menschenfigur auf, die um die Kaser herumschlich und zu allen Fenstern hineinspekulierte. Es war ein kleiner, plumper Mannsknollen in zerlumpten Kleidern, mit kurzen Beinen, langen Armen und einem großen Höcker zwischen den Schultern. Der Kerl hatte offenbar nichts gutes im Sinne. Darum sprang der Talmar schnell auf, rannte zur Kaser hinab und faßte nach dem Schelm. Das Männchen aber schlüpfte ihm blitzschnell zwischen den Beinen hindurch und lächelte:

„Hehehe. – Ich wollt nur fragen wo der Weg ins Zillertal geht."

„Hier führt kein Weg ins Zillertal", herrschte der Bauer; „geh nur hiaus ins Tal zu deiner Sippschaft und frag nach dem Weg. Du gehörst wohl zu den Zigeunern, die alleweil herumstreichen."

„Hehehe, freilich zu den Zigeunern. Der Talmar hat gute Augen."

„Woher kennst du mich?"

„Die Zigeuner kennen alle Menschen und wissen ihre Vergangenheit und ihre Zukunft. Wenn mir der Talmar die Hand gibt, kann ich ihm wahrsagen."

„Schau daß du weiter kommst, sonst mach ich dir Beine."

„Das hat keine Eil. Und wenn der Talmar sich nicht aus der Hand lesen laßt, so les' ich ihm aus dem Gesicht. . . Dem Talmar liegt etwas auf dem Herzen, so schwer wie ein Mühlstein, und sein Herz brennt wie ein Strohhaufen und kann doch nicht verbrennen. Er träumt alleweil von einer Jungfrau mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen, die zwanzig Stunden weit in der Ferne sitzt und ein goldenes Ringlein am Finger dreht. Scheinbar hat ihn das Mädchen betrogen, aber das ist nur Schein."

„Verd . . . . . Kreatur, wer bist du?"

„Ich bin ein Zigeuner, hehehe."

„Du bist ein Spitzbub und fabulierst etwas auf gut Glück daher. Ich kenn' diese Zigeunersprüchlein, mehr weniger sind sie alle über denselben Leisten geschlagen. Erratest du etwas, bist du ein Wahrsager, erratest du nichts, findest du hintendrein leicht eine Ausred", sprach der Bauer.

„Da ist der Talmar ganz auf dem Holzweg, hehehe", kicherte der Bucklige; „mein heutiges Sprüchlein paßt nur auf den Talmar und seine Braut. Es hät schon vor einer Weil die Hochzeit sein sollen, wenn nicht etwas Haariges dazwischen gekommen wär."

„Den dummen Tratsch hast du wohl irgendwo aufgeklaubt. Ich hab nie eine Braut gehabt."

„Öffentlich nicht, aber unter vier Augen oder zwischen zwei Herzen und zwei Seelen, hehehe. Darum hat der Talmar seiner Braut auch ein goldenes Ührlein und einen goldenen Ring mit wunderfeinem Edelstein geschenkt und dem Vater seiner Melusina hat er wollen das Gut abkaufen."

„Verfluchter Kerl, wer hat dich zu mir geschickt?" brauste der Bauer auf. „Du bist kein Zigeuner, — hast auch unsere Sprach."

„Früher war ich ein Zigeuner und jetzt soll ich auf einmal keiner sein, hahaha", lachte der Knirps. „Ich red mit jedem die Sprach, die er versteht. Wenn's beliebt kann ich in der Herrensprach reden, oder in der Zigeunersprach oder in der Vogelsprach –der Talmar muß nur befehlen."

„Wer hat dich hergeschickt?"

„Niemand; ich geh meine eigenen Wege und bin kein Briefsack, dem man einen Zettel auf den Rücken pappt und sagt: Jetzt lauf nach Trippstrill."

„Wie kommst du nachher daher in die Alm?"

„Auf meinen langen Stelzen, hehe; mich hat die Gegend gewundert."

„Und du tust den Leuten wahrsagen?"

„Ja, allen, die sich das Wahre sagen lassen."

„Wenn du mir etwas Wahres zu sagen hast, sag's schnell."

„Der Talmar kann sein Bräutchen beim nächsten Schwurgericht in Bozen treffen, wenn nicht früher."

„Beim Schwurgericht? Mensch, treib keinen dummen Spaß!" schrie der Bauer wild aufgeregt und faßte den Zwerg krampfhaft an den Armen. Dieser machte sich mit einem jähen Ruck los und sagte beinahe drohend:

„Ich rat dem Talmar, mich nicht anzurühren. Bin empfindlch wie eine Schnecke vor dem Haus und kriech die Leute gern an."

„Warum soll das Mädchen vors Schwurgericht kommen?"

„Schau, jetzt kennt der Talmar seine Braut auf einmal, hehehe. Sie selber ist nicht angeklagt, aber ihr Vater."

„Was hat er getan?"

„Weiß der Talmar nichts von der Sache? Er muß doch davon gehört haben."

„Keine Silbe hab ich gehört. Red, red."

„In der Nacht nach dem St. Annentag ist in dortiger Gegend ein Bauer auf der Landstraße

ausgeraubt oder ausgesackelt worden und hat die Kleinigkeit von zweitausend Gulden verloren. Der Übeltäter ist zufällig dem Talmar sein präsumptiver Schwiegervater."

„Mensch, Kerl, gib acht, was du redst."

„Wenn mir der Talmar immer dreinfahrt wie der Selcher mit dem Messer und mir die Rede abschneidet wie ein Trumm Wurst, kann ich ihm nicht wahrsagen."

„Sprich weiter, aber lüg nicht."

„Das Lügen ist nicht meine Sitte, im Gegenteil, ich sag den Leuten viel zu stark die Wahrheit. – Also der Schwiegervater hat das Geld und will es in Sicherheit bringen; aber leider hockt er schon in der Patsche wie die Fliege im Straubenteig. Er rennt nämlich einem Hauptgauner in die Arme, einem Menschen, der viel schlechter ist als tausend Zigeuner, ja schlechter als der Schwiegervater selbst. Und der zweite Spitzbub droht dem ersten, er zeigt ihn bei Gericht an und bringt ihn ewig in Schande und lebenslänglich ins Zuchthaus, wenn er ihm nicht seine Tochter als Weib verschafft. Akkurat trifft der erste Spitzbub seine Tochter, wie sie von der Fremde heimkehrt, und beschwört sie bei Himmel und Hölle, ihn zu retten."

„Und Agnes? Was hat Agnes getan?" keuchte der Bauer.

„Hehehe, jetzt weiß der Talmar auf einmal den Namen seiner Braut", meckerte der Zwerg. „Was soll denn das Töchterchen machen? Der Vater ist doch ihr Nächster, und das vierte Gebot Gottes steht auch nicht umsonst geschrieben. Sie haßt den zweiten Spitzbuben ärger als den bösen Feind, hat einen Grausen vor ihm und möcht ihm lieber die Augen auskratzen als ihn heiraten. Aber es hilft alles nichts, sie muß den faulen Apfel schlucken und mit dem Spitzbuben die Hochzeit anschaffen."

„Warum ist sie nicht zu mir gekommen und hat mir die Sach erzählt? Warum hat sie kein Vertrauen zu mir gehabt?"

„Hehehe, so eine Sach, die schwerer zu hüten ist als eine Küste voll Flöhe, tragt man nicht von einem Tal ins andere. Und soweit kennt der Talmar sein Bräutchen auch, daß sie sich eher die Zunge abbeißt, als dem Bräutigam ihre Familienschande zu verraten. Lieber als die Schande aufkommen lassen, nimmt sie den ärgsten Schubiak zum Mann. Es hätt auch richtg in vierzehn Tagen Hochzeit sein sollen, aber da ist ein Helfer aufgestanden, der die Jungfrau von dem abscheulichen Hochzeiter befreit hat. Ein Menschenkind, mit dem ich so gut befreundet bin wie mit mir selber, ist den zwei Lumpen hinter den Wind gekommen und hat den ganzen Handel bei Gericht aufgedeckt. Jetzt hocken beide, der Stehler und der Hehler, in Bozen drinnen und warten auf das Rezept, das ihnen das Schwurgericht verschreiben wird. Das Bräutchen aber ist wieder frei und ledig."

„Mensch, du hast etwas Falsches an dir", sagte der Talmar aufatmend; „wie soll ich glauben, daß alles wahr ist und daß du mich nicht betrügst?"

„Die Zigeuner haben auch eine Ehre; wenn der Talmar mir nicht glaubt, kann er's bleiben lassen."

„Und was macht die – die – die – das Mächen jetzt?"

„Die Jungfrau sitzt still daheim und steckt sich manchmal ein goldenes Ringlein an den Finger und küßt es, als ob eine Relique darinnen wär'; auch schaut sie oft und oft auf eine Uhr, wie früh es ist, hehehe. Im übrigen welkt sie ab und wird blaß und gelb wie ein Rosenstöckl im Keller."

„Das Mädchen hat dich wohl hergeschickt, mir das alles zu sagen, he?"

„Da ist der Talmar wieder ganz auf dem Eisweg. Wenn die Jungfrau erfährt, daß ich dem Talmar wahrgesagt hab', rennt sie auf und davon, und der Talmar findet sie in aller Herren Länder nicht mehr."

„Warum hast du mir nachher diese Sachen erzählt? Hoffst du auf einen Lohn?"

„Auf Gut und Geld ist nicht mein Sinn gestellt. Ich hab' eine eigene Freud', den Leuten wahrzusagen, hehehe. Was man gut versteht, das treibt man gern."

„Wenn du ein so guter Wahrsager bist, mußt du auch von der Zukunft wissen. Was wird das Mädchen in der folgenden Zeit tun?"

„Nichts. Aber der Talmar wird nächstens der Jungfrau einen Besuch machen und ihr einen guten Rat geben."

„Ah, das hätt' sie gern!" rief der Bauer jäh aufbrausend; „da kann sie bis zum jüngsten Tag warten. Ich will nichts mehr zu tun haben mit ihr."

Der Zwerg blickte mit seinen stechenden Äuglein eine Zeitlang wie forschend ins Weite, dann sagte er trocken:

„Ich hab mich getäuscht; jetzt weiß ich's besser. Der Talmar wird die Jungfrau vergessen und übers Jahr eine andere heiraten, die einen fetten Geldsack und einen großen Namen hat."

Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Einhundert und achtzig Buben besuchen dieses Jahr un.er St. Thomas Kollege zu North Battleford. Und in unserem Priesterseminar bereiten sich achtundvierzig junge Männer auf das Priesterleben im Oblatenkleide vor. Die Zahl der Studenten wächst, und mit ihr steigern sich auch die Sorgen. Bis jetzt haben Gott und unsere Wohltäter immer geholfen. Sie werden, davon sind wir überzeugt, auch weiter helfen. Unsere Sammlung für arme Priesterstudenten hat während der letzten Zeit nur langsamen Vortschritt gemacht. Jetzt ist es wieder Herbst, die Zeit der großen „Rechnungen". Wie wäre es, wenn wir auch den Herrgott mit zu jenen zählen würden, denen etwas zu bezahlen ist? Vergessen wir Ihn nicht. Was immer wir für Ihn, für die Eziehung Seiner Priester, tun, bleibt für alle Ewigkeit.

Bisher eingenommen	$1,265.25
Mrs. Maria Runge, Okney, Sask.	15.00
Karl Tomaschefski, Odessa, Sask.	10.00
Eine Leserin, Vancouver, B. C.	6.00
Mrs. R. Burgart, Tramping Lake, Sask.	3.25
Mrs. Maria Szautner, Münster, Sask.	2.00
Mre. Math. Rosbush, Lake Lenore, Sask.	2.00
Ein Leser, Mar:uette, Man.	1.00
	$1,304.50

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.